

Deutsche Zeitung

== Wochen-Ausgabe ==

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91
I Stock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 31

São Paulo, 18 Januar 1913

IX. Jahrg

Die Invasion der Yankees in Zentralamerika

„Keine Macht der Welt wird es wagen, an den Bau des Nicaragua-Kanals zu denken,“ erklärte vor wenigen Wochen Mr. Thompson, einer der mit 1000 Dollars besoldeten Männer der Schadenersatz-Kommission Nicaraguas. Das Gespenst der Möglichkeit, das man in der gelben Presse Deutschland andichtete, besteht trotzdem weiter. Um mit ihm aufzuräumen, inszenierte man die gesetzwidrige Präsidentenwahl Nicaraguas, die hohnvolle Dawsonsehe Convention. Man wußte, daß die überwältigende Einwohnerzahl Nicaraguas liberal war, und das sog. „konservative“ Element verhaßt. Der Hungersnot im Lande sah man gefühllos zu. Lebensmittel und Arbeit fehlten. Der Zentner Mehl stieg in wenigen Tagen von 150 auf 300 Papierpesos (20 Dollars). Bohnen, Mais, Schmalz in gleichen unheimlichen Proportionen. Ein Lilibutbrötchen von 2 Unzen war nicht unter 60—70 Centavos zu erhalten. Und was tat die Landesregierung diesem Elende gegenüber? Unter den Augen des Gesandten der Vereinigten Staaten, Mr. Weitzels, erklärten die Regierungsorgane, daß die hohen Preise eine vermehrte Konkurrenz und vergrößerte Landeskultur mit sich bringen würden! Man wollte das Volk zur Verzweiflung bringen. Es gährte, aber dabei blieb es. Schärfere Mittel waren nötig. Der mit den Liberalen liebäugelnde General Mena sollte beseitigt werden. Nach einer Visite des amerikanischen Gesandten im Nationalpalais ließ man ihn nicht nach dem truppengefüllten „Campo de Marte“ zurück, sondern erklärte ihn für gefangen. Auf das Versprechen, innerhalb 24 Stunden seine Demission einzureichen, ließ man ihn jedoch wieder frei. Mena ging am selben Tage mit 400 Mann nach Granada. Hier bewachte der Sohn das Waffendepot. Die Revolution wurde erklärt, Tausende strömten ihm zu, die meisten, um vor allem ihren Hunger stillen zu können. Siegreich vorwärts dringend ging es der Hauptstadt zu. Acht Tage lang wurde sie bombardiert, nachdem man vorher Frauen und Fremde aufgefordert hatte, Managua zu verlassen. Ueber tausend Tote lagen tagelang unter der Tropensonne unbegraben, eine Beute der Raubvögel. Die Städte Leon, Chinandega, Massaya wurden leicht genommen, die Regierung sah sich verloren, und wandte sich um Hilfe bittend nach Washington. Dort war man längst da-

rauf vorbereitet. Im Nu war eine Anzahl amerikanischer Sehlacht-, Transport- und Kohlenschiffe da. Senator Sherman protestierte umsonst gegen die Intervention. Taft schob Humanitätsrücksichten vor! Angesichts der Anarchie (?) hätte jede Macht die Pflicht, einzugreifen. So zogen denn die amerikanischen Truppen in Nicaragua ein. Die Häfen San Juan del Sur, Corinto, Bluefields wimmeln von Marinetruppen und Artillerie. Ueber den geschlossenen Zollhäusern und Kommandanturen Nicaraguas weht das Sternenbanner. Patrouillen ziehen Tag und Nacht durch die längst verlassen. Hafenorte. Schon vordem besudelten und zerrißen betrunkene Amerikaner die Nationalflagge im „Club Internacional“ von Matagalpa. Armes Land! Die fruchtbaren Ebenen, die reichen Minen sind dem Yankee willkommen. Beute, das Invasionskonto wird als Bezahlung dienen. Nun hat man sich auch der Route des ersten Kanalprojektes versichert und braucht die angeblichen Pläne des deutschen Michels nicht mehr zu fürchten. Nicaragua wird mit Hilfe der amerikanischen Truppen amerikanisiert und annektiert? Nein! „Wir brauchen keine Ländererwerbungen mehr, nur die Kontrolle“ (zu deutsch das Protektorat), erklärte Mr. Thompson dem Redakteur der „Informacion“ in Costa Rica.

Und nachher? Der von den Amerikanern protegierte Estrada Cabrera sollte sich am Jahrestage der Independencia, am 15. September, als Präsident der Zentralamerikanischen Union erklären. In diesem blutbefleckten Tyrannen sieht Knox ein ergebene Werkzeug. Salvador, heute das reichste Land Zentralamerikas, wird ebenso wenig wie das vortrefflich verwaltete und hochzivilisierte Costa Rica, die kleine Schweiz Zentralamerikas, das Regime eines derartigen Bundespräsidenten ertragen wollen. Das wird den Yankees als willkommener Vorwand dienen, um auch in diesen Republiken zu intervenieren, und dann hat man unbestritten die Kontrolle über Zentralamerika.

In Nicaragua wurden den Yankees Bahnen und die Schifffahrt auf den Innenseen geschenkt. Guatemala zederte dem Oiltrust die Nordbahnlinie, anderen das Monopol der Minenterrains. Den Verkehr kontrolliert die Verwaltung der Zollhäuser, die man in Händen hat. Das ist das Ziel! Hat man dann die Aufsicht über Zentralamerika sicher, so wird man es gegen Mexiko loslassen, so daß man auch mit diesem inzwischen erschöpften Lande ein leichtes Spiel hat. Nordamerika, wie das Bulletin der Pan-

american Union schon heute die Antillen und die Länder bis Panama hinunter nennt, wird dann noch vor Eröffnung des Kanals die tatsächliche Kontrolle besitzen.

Armes Zentralamerika! Zu spät sieht es ein, wohin die erbärmliche Kaskaden-Wirtschaft führte. Der Redeschwall, die Aufforderung seiner Heldenpoeten, den Yankee bis zum Messer zu bekriegen, ist ein leeres Geschwätz geblieben.

Von Europa aus wird Zentralamerika als Quantité négligeable behandelt. Morgen aber wird sein Handel auf 1000 Millionen steigen, und dann wird es für ein Fußfassenwollen zu spät sein. Der Panamakanal wird die Seemacht der U. S. doppelt verstärken, und der Traum von einem Greater America, dessen Kontrolle bis zum Hornkap hinunterreicht, sich leichter verwirklichen lassen. Heute besprengt man Argentinien, Brasilien und Chile mit Weihrauch; besondere Klubs und offizielle Vereinigungen in New York und Washington werden errichtet, um die Fraternisierung zu fördern. Gelder, Kriegsmaterial und Panzer werden aufdringlich angeboten, bis, wie in Zentralamerika, der „big stick“ zum Vorschein kommt. Dann wird der Tag der Abrechnung kommen und die zu späte Einsicht Europas.

(Aus „Süd- und Mittelamerika“)

Wochenschau.

Im königlichen Schlosse zu Potsdam brach in einem der Säle infolge eines Schornsteindesfektes ein Brand aus, der von der Feuerwehr nach kurzer Zeit gelöscht werden konnte. Viele kostbare Möbel wurden durch das Wasser schwer beschädigt. Der Kaiser und die Kaiserin bewirteten die Feuerwehrleute in lebenswürdigster Weise. Der Kaiser ließ ihnen aus den Kellern die besten Tropfen kredenzen.

Großes Aufsehen hat die Ermordung eines Gutspächters, seiner Frau und eines Dienstmädchens bei Buckow in der Provinz Brandenburg erregt. Als des Mordes verdächtig wurde ein polnischer Stallknecht des Pächters namens Hernickel gefänglich eingezogen. Man hat damit keinen Mißgriff getan, denn der Pole hat bekannt, daß er der dreifache Mörder ist. In einem weiteren Verhör gestand er ein, im Jahre 1905 eine Mühle angezündet und die Müllersleute umgebracht zu haben. Hernickel ist auch noch anderer schwerer Verbrechen dringend verdächtig.

Wie erinnerlich, ist der Staat S. Paulo vor einiger Zeit von mehreren italienischen Gewerkschaftlern besucht worden, welche kürzlich einen Bericht über die erhaltenen Eindrücke veröffentlicht haben. Der Bericht ist voller Widersprüche. Einerseits empfehlen die Gewerkschaftler S. Paulo den italienischen Auswanderungslustigen, andererseits raten sie aber entschieden von der Arbeit auf den Plantagen ab. Unparteiische italienische Brasilkenner bemerken zu dem Bericht sehr richtig, daß er nur dazu dient, der italienischen Regierung die Durchsetzung eines größeren Schutzes der Interessen der Plantagenarbeiter in Brasilien zu erschweren. Gleichzeitig werden die Brasilianer davor gewarnt, zuviel auf das Urteil „roter“ italienischer Touristen zu geben, denn die Gewerkschaftler vertreten nicht die öffentliche Meinung in Italien und vielfach würden sie von unlauteren Machenschaften im Sinne der Benachteiligung der Auswanderer beeinflusst.

Der brasilianische Gesandte beim Quirinal hatte eine längere Unterredung mit dem Minister des Aeußern über die Verweigerung der Konzessionie-

rung der direkten italienischen Dampferlinie und beklagte sich bitter über die von der Presse neuerdings wieder so häufig ausgesprochenen Verdächtigungen Brasiliens. Der Gesandte bezeichnete die Maßregel als Voreingenommenheit gegen sein Vaterland und als eine unfreundliche Handlung. Der Minister erklärte, daß die Regierung den Eingebungen des Auswanderungsrates gefolgt sei. Dieser berufe sich auf einwandfreie Gutachten über die Lage der italienischen Arbeiter in Brasilien. Der Gesandte machte den Minister darauf aufmerksam, daß die brasilianische Gesetzgebung hinsichtlich der wirtschaftlichen und sozialen Stellung der ländlichen Arbeiter bedeutend modifiziert worden sei und die Arbeiter sich jetzt des größten Schutzes seitens der Behörden erfreuen. Es verlangt, daß der italienische Gesandte in Rio, der in Kürze nach dort zurückkehrt, der brasilianischen Regierung Gegenvorschläge zur Regelung der heiklen Angelegenheit unterbreiten wird.

Der sozialistische Abgeordnete Cabrini hat in den Blättern „Mensaggero“ und „Secolo“ die Verweigerung der Konzessionierung der dritten Dampferlinie zwischen Italien und Brasilien kommentiert und konstatiert, daß die Maßregel vom ganzen italienischen Volke beifällig aufgenommen wurde. Der Abgeordnete wirft die Frage auf: Wenn Brasilien wirklich das Dorado ist, als welches es der brasilianische Gesandte beim Vatikan in seiner Veröffentlichung im „Corriere d'Italia“ hingestellt hat, warum zieht das Land nicht mehr die freiwillige Einwanderung an und weshalb ist es genötigt, den Einwanderern die Ueberfahrt zu bezahlen? Cabrini hat angekündigt, daß er in der nächsten Session des Parlamentes sich eingehend mit dem Subventionsvertrage beschäftigen werde. Am Minister des Aeußern und dem italienischen Gesandten in Rio läßt Cabrini kein gutes Haar, dagegen hebt er die Verdienste des Auswanderungsrates in den Himmel.

Der franz. Kriegsminister Millerand ist mit seinen Kollegen wegen der Wiederaufnahme des verabschiedeten Oberstleutnants Du Paty du Clam in die Armee in Konflikt geraten. Sie machten ihm daraus einen Vorwurf, daß er sie über den Fall nicht konsultierte. Millerand suchte sich damit zu rechtfertigen, daß es sich lediglich um eine administrative und nicht um eine politische Maßregel handle. Seine Kollegen faßten die Sache aber anders auf, demzufolge Millerand dem Ministerpräsidenten seine Demission einreichte. Die Affäre wirbelt viel Staub auf und sie wird im Parlament ein unangenehmes Nachspiel haben, zumal Millerand angekündigt hat, daß er der Deputiertenkammer einen ausführlichen Bericht erstatten werde. In einem Ministerrat wurde auf Antrag des Ministerpräsidenten beschlossen, keine Krise heraufzubeschwören. Das Kabinett wird erst dann zurücktreten, wenn die Deputiertenkammer ihm ein Mißtrauensvotum erteilt. Angesichts der bevorstehenden Präsidentenwahl und der prekären internationalen Lage ist der Zwischenfall mehr als peinlich.

Das Ministerium stellt ihn in einer amtlichen Pressemitteilung wie folgt dar: Als die Agadir-Frage in ihr akutes Stadium trat, erklärte der damalige Kriegsminister Messimy sich mit der Wiederaufnahme des Oberstleutnants Du Paty du Clam in die Armee unter der Bedingung einverstanden, daß der Offizier eine von ihm gegen den Staatsrat erhobene Beschwerde zurücknehme und er auf die Wiederaufnahme bis zum Ausbruch eines Krieges warte. Der Offizier zog die Beschwerde tatsächlich zurück. Später hielt man aus politischen Gründen die Wiederaufnahme nicht mehr für opportun.

Es verlautet in London bestimmt, daß die Verhandlungen wegen der Beteiligung der Brasil Railway Co. an der São Paulo Railway abgebrochen worden sind, und zwar auf Ersuchen der brasilianischen Regierung, die eine Interessengemeinschaft zwischen den beiden großen Unternehmen nicht wünscht. Es heißt, daß die São Paulo die Konzession zum Bau einer neuen Linie zwischen Santos und São Paulo erhalten werde, was jedenfalls bewirken wird, daß die Brasil Railway ihre Drohung der Herstellung einer Bahnverbindung zwischen Itacy bzw. Mayrink und Santos nicht verwirklicht. Die Kosten des Baues der neuen Linie sollen teilweise durch Aufnahme einer Anleihe aufgebracht werden. Auch die angesammelten Reserven würden dafür verwendet werden. Es ist noch unbekannt, in welcher Weise die brasilianische Regierung den Plan der São Paulo Railway fördern wird. Deren Aktien sind übrigens in den letzten Tagen auf 259 gefallen. Man gibt dafür als Motiv an, daß Spekulanten, welche größere Aktienkäufe auf Grund der Wahrscheinlichkeit des Zustandekommens einer Interessengemeinschaft gemacht hatten, sich plötzlich der Aktien entäußerten.

Die Spekulation wurde aus Anlaß der jüngst in Brasilien gegen das Farquhar-Konsortium in Szene gesetzten Agitation eingeschüchert. Die Enthüllung der Pläne der São Paulo Railway hat natürlich auch dazu beigetragen. Es verdient bemerkt zu werden, daß mehrere, in engen Beziehungen zum Farquhar-Konsortium stehende Finanzgrößen, welche sich nach Brasilien einzuschiffen beabsichtigten, davon Abstand genommen haben.

Jedenfalls sind die Gerüchte über den Abbruch der Verhandlungen zwischen der São Paulo Railway und der Brasil Railway Co. nicht aus der Luft gegriffen, denn sie werden nicht allein an der Londoner Fondsbörse lebhaft kolportiert, sondern man stellt sie im Bureau der São Paulo Railway auch nicht in Abrede, so reserviert sich auch sonst die Direktoren verhalten. Man hält in London die Herstellung einer neuen Verbindung zwischen Santos und São Paulo für äußerst vorteilhaft für den Staat São Paulo und dieser hätte in der Tat auch alle Ursache, sich zu der Lösung der brennenden Frage in diesem Sinne zu beglückwünschen.

* * *

Mit der albanischen Frage scheint man in Wien sich abgefunden zu haben, denn einem Telegramm zufolge hat das dem Ministerium des Aeußern nahestehende „Fremdenblatt“ sich dahin geäußert, daß diese Frage keine Gefahr mehr in sich schließe. Serbien hat wieder seinerseits wissen lassen, daß es gleich nach dem Friedensschlusse die von seinen Truppen besetzten albanischen Plätze räumen lassen werde.

Ueber die Friedenskonferenz hört man nur einander widersprechende Gerüchte. Von einer Seite wird behauptet, daß die Türkei nachgeben werde, von der anderen Seite kommt aber die Meldung, daß die Hohe Pforte gar nicht daran denke, auf Adrianopel zu verzichten. Die türkischen Delegierten sollen sich dahin geäußert haben, daß Europa selbst daran interessiert sei, daß die Türkei Adrianopel behalte, denn als türkischer Platz sei die befestigte Stadt nur als Defensivposten und somit als eine Sicherung des europäischen Friedens anzusehen; in den Händen Bulgariens werde die Stadt zu einem vorgeschobenen Posten gegen Konstantinopel. Die Bulgaren sind natürlich der direkt entgegengesetzten Ansicht und meinen, daß Adrianopel nur in ihren Händen den Frieden garantieren könne. Einigen Nachrichten zufolge neigen sich die Großmächte der bulgarischen Auffassung zu und seien sogar

bereit, auf die Türkei einen entschiedenen Druck auszuüben, um sie zur Annahme der bulgarischen Bedingungen zu zwingen. Sollte die Türkei auf ihrer Weigerung verharren, dann würden die Großmächte ihr die finanziellen Mittel entziehen; nach einer anderen Meldung sollen die Großmächte sogar mit einer Flottendemonstration gedroht haben.

Ein unglaubliches Gerücht zirkuliert über die Haltung der Montenegriner. Es heißt, daß sie bei Skutari die Feindseligkeiten wieder aufgenommen haben und von den Türken geschlagen worden sind. Dieses ist nicht gut möglich, denn Montenegro kann den Vertrag des Waffenstillstandes nicht verletzen. Das würden weder die Verbündeten noch die Mächte zulassen. Jedenfalls hat da der Kabeljunge wieder einen dummen Witz gemacht.

In betreff der Inseln im Aegäischen Meere verlautet, daß die Dreimächte sich dahin geeinigt hätten, daß diese Inseln unter der Türkei zu bleiben haben. Dagegen wird Griechenland wohl Einspruch erheben, denn es hat gehofft, die von Stammesverwandten bewohnten Inseln in seine Gewalt zu bekommen.

Die Kollektivnote der Mächte soll in einem sehr höflichen, zuvorkommenden Tone gehalten sein. Die Mächte geben dem Wunsche Ausdruck, die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten zu verhindern und geben der Hohe Pforte den Rat, nicht halsstarrig zu sein und Adrianopel an Bulgarien auszuliefern und die Inseln im Aegäischen Meere den Mächten zu überlassen. Dafür würden die Mächte bei der Reorganisation des türkischen Reiches behilflich sein. Das ist die Note, die die Türkei gar nicht zur Kenntnis nehmen will, und das geschieht deshalb, weil Rumänien gerade jetzt von Bulgarien ein Stück Land verlangt. Die Balkanverbündeten geben sich keinen Illusionen hin. Sie werden ihre Streitkräfte um Cataldscha und Adrianopel konzentrieren, um den Fall dieser Plätze zu beschleunigen. Wird dies geschehen sein, dann wird die Türkei vielleicht wieder mit sich reden lassen, aber dann wird es vielleicht schon zu spät sein, denn Cataldscha liegt nur wenige Kilometer von Konstantinopel entfernt; haben die Balkanverbündeten diesen Platz, dann haben sie auch die türkische Hauptstadt.

Notizen.

São Paulo.

Monarchistische Propaganda. Die monarchistische Propaganda ist Tagesgespräch, und das nicht nur in einer Stadt, sondern im ganzen Lande. Aus allen Gegenden treffen Nachrichten ein, daß der Eifer der Monarchisten, der schon längst eingeschlafen zu sein schien, wieder erwache. Eine landessprachliche Zeitung stellt schon die Behauptung auf, daß die Tätigkeit der Monarchisten die Grenze des konstitutionell Erlaubten bereits überschritten habe. Es handle sich nicht mehr um eine Propaganda in Wort und Schrift, sondern um Vorbereitungen zum Kampfe mit den Waffen in der Hand. Im Auslande seien Waffen bestellt worden, und um auch auf der See operieren zu können, habe man sich schon nach Dampfern umgesehen, die in Kriegsschiffe verwandelt werden sollen. Dom Luis de Bragança werde auf einem dieser Dampfer nach Brasilien kommen und das werde das Zeichen zum Angriff sein. Dasselbe Blatt gibt der Regierung den Rat, sich zu rüsten. Sie soll die Bataillone ergänzen und die Marine kampfaffähig machen, denn die monarchistische Propaganda sei absolut nicht mehr

auf die leichte Achsel zu nehmen; sie bedeute eine ernste Gefahr und rechtfertige als solche energische Gegenmaßregeln.

Die erste Gegenmaßregel kann, wie das Blatt selbst sagt, nur darin bestehen, daß man die Bataillone ergänzt und den Kriegsschiffen die notwendigen Mannschaften gibt; sind denn Militär und Flotte unbedingt zuverlässig? Wir wissen nicht, ob diese Frage bejaht werden kann. In Militär und Marine herrscht eine große Unzufriedenheit, und zwar eine Unzufriedenheit, die sich weniger gegen die Republik als solche richtet, sondern vielmehr gegen die Pächter der Republik, die aus dieser Regierungsform persönlichen Nutzen ziehen. Als vor zwei Jahren in Paris eine portugiesisch geschriebene Broschüre erschien, in der gegen Pinheiro Machado die Anklage erhoben wurde, daß seine Politik die brasilianische Marine ruiniere, da wurde ein Flottenoffizier als der Urheber dieser Streitschrift bezeichnet. Dieser Offizier nahm Abschied und gründete eine Tageszeitung, die schon in den ersten Ausgaben eine furchtbare Kampagne gegen den Senator begann. In jedem Artikel wird der Vorwurf wiederholt, daß Pinheiro Machado am Niedergang der brasilianischen Flotte schuld sei. Ueber die letzte Flottenrevolte werden sensationelle Details erzählt und immer wieder klingt die furchtbare grelle Note durch, daß Pinheiro Machado den Rebellen zum Siege verholfen habe. Diese Artikel werden in den bezahlten Abteilungen der ersten Zeitungen des Landes nachgedruckt. Das kostet viel Geld, und jeder Mensch weiß doch, daß der Verfasser selbst nicht zahlen kann, weil er mit seinem neuen Blatte, wie das ja sehr natürlich ist, noch nicht soviel verdient, daß er solche Publikationen veranlassen könnte. Wer zahlt das nun? Die Zivilisten tun das nicht, denn sie sind daran nicht direkt interessiert; die Staatskasse erst recht nicht und eine Privatperson wohl auch nicht. So bleibt uns keine andere Annahme übrig, als die, daß die Flottenoffiziere mit ihrem Ex-Kameraden solidarisch sind und für die Verbreitung seiner Anklagen sorgen. Damit wären wir aber an dem Punkte angelangt, um sagen zu können, daß unter den Flottenoffizieren eine große Unzufriedenheit herrscht und diese Unzufriedenheit richtet sich gerade gegen die Männer, die heute an der Spitze sind, gegen Pinheiro Machado und den Bundespräsidenten.

Mit dem Militär steht es nicht besser. Wir könnten eine große Reihe von Fällen aufzählen, wo Pinheiro Machado das Militär schwer beleidigt hat und der Bundespräsident mit ihm, weil er seinen Einflüsterungen Gehör schenkte, und um dem persönlichen Interesse des Senators zu dienen, hohe und einflußreiche Offiziere mißhandelte. Diese Fälle sind nicht vergessen worden und zwischen den obersten Leitern der Republik und dem Militär ist ein großer Riß entstanden. Ein Artillerieoffizier soll gesagt haben: „Wenn ich Pinheiro Machado noch vier Jahre mit einem dieser Kandidaten regieren sehen soll, dann ziehe ich es lieber vor, mit meiner Batterie auf die Straße zu ziehen und für die Restauration der Monarchie zu sterben. Lieber das als eine Republik, die von den Männern demoralisiert wird, die sie ausbeuten.“ Ein landessprachliches Blatt, eins der ersten des Landes, sagt: „Die monarchistische Idee beherrscht eine große Zahl von Offizieren. Und dann muß noch eines bedeutenden Umstandes gedacht werden: diese Offiziere sind das beste und modernste Element, denn die der Sache Dom Luis de Braganças Bekehrten sind diejenigen, die aus Europa zurückkehren, wohin sie die republikanische Regierung gesandt hat, damit sie in den besten militärischen Zentren wie Deutschland, Frankreich und

Oesterreich das Regimentsleben kennen lernen.“ Nachdem das Blatt von dem Einfluß des in Europa geschehenen militärischen Glanzes gesprochen hat, fährt es fort: „Außer diesem Einfluß, dem sich nur schwer jemand entziehen kann, sind sie in jenen Ländern und hauptsächlich in Frankreich der ständigen, intelligenten und produktiven Verführung des Enkels Dom Pedros II. ausgesetzt, der geschickt und ausdauernd Anhänger seiner Sache zu werben versteht.“

In der Folge bedauert das Blatt, dies sagen zu müssen, aber es müsse gesagt werden, denn dieses sei die wahre Situation. Der Herr, der diese Eindrücke niederschrieb, gilt als einer der bestunterrichteten Männer des Landes. Er steht mit den meisten Politikern in Beziehung und kennt auch die Offiziere. Was er sagt, das hat in der Regel etwas auf sich, und deshalb entsteht die Frage: kann die republikanische Regierung sich auf die Offiziere verlassen? Wer soll nach allem, was vorgefallen ist, diese Frage noch glatt bejahen wollen? Mit einem unzufriedenen Element ist schlecht zu rechnen und Unzufriedenheit ist vorhanden.

Es gibt freilich noch ein Mittel, die Unzufriedenheit zu beschwören. Das ist eine radikale Aenderung des bisherigen Kurses. Aber hier entsteht wieder die Frage: ist eine solche Aenderung, die ebenfalls alle bisherigen Machthaber hinwegfegen müßte, so leicht ausführbar, daß sie noch rechtzeitig vorgenommen werden kann, um die Verwicklungen, die man als Folge der monarchistischen Propaganda erwarten muß, abzuwenden. Wir möchten auch diese Frage nicht bejahen, und so müssen wir ruhig abwarten, was die Zukunft bringt.

Brasil-Schiffahrt. Wie dieser Tage ein römisches Telegramm meldete, hat der italienische Minister des Aeußern, Marchese di San Giuliano, den Vertretern italienischer Schiffahrtsgesellschaften erklärt, daß er auf eine direkte Linie zwischen Italien und Brasilien keinen Wert lege, da ihm die Vermehrung der italienischen Auswanderung nach Brasilien nicht zweckmäßig erscheine. Diese Meldung konnte nur unsere unverbessert optimistischen Offiziellen überraschen, während wir anderen nach dem bisherigen Verhalten der italienischen Regierung und angesichts des Bestrebens, die neue lybische Kolonie rasch zu besiedeln, eine andere Stellungnahme nicht erwarten konnten. Wir haben schon vor etlichen Monaten, als der bekannte Subventionsvertrag zwischen den Regierungen des Bundes und São Paulos und den italienischen Schiffahrtsgesellschaften abgeschlossen wurde, darauf hingewiesen, daß der Linie für den Frachtverkehr nur wenig Bedeutung zukomme, da der Warenaustausch zwischen Brasilien und Italien verhältnismäßig gering sei. Der Hauptteil des Frachtverkehrs konzentriert sich vielmehr auf den west- und mitteleuropäischen Linien. Dem tragen ja die Reedereien dieser Fahrt auch Rechnung, indem sie ihre Flotte immer vergrößern und eigene Frachtdampfer-Linien errichten, ohne daß sie dafür eine Subvention der brasilianischen Regierung in Anspruch nehmen. Zu den deutschen, englischen und französischen Frachtdampfer-Linien, die seit längerer Zeit bestehen, ist neuerdings auch eine solche des Koninklijk Hollandischen Lloyd getreten. Diese Reederei unterhält ja seit längeren Jahren eine sehr beliebte Passagier-Linie nach Südamerika und wird die hierfür bestimmte Flotte demnächst um zwei neue Schnelldampfer, die „Tubantia“ und die „Quelvia“ vermehren. Seit Ende Dezember hat der Holländische Lloyd den Verkehr auf der Brasil-Frachtdampfer-Linie eröffnet, mit der „Amstelland“, die Antwerpen am 23. Dezember verließ, und der all-

monatlich andere Dampfer folgen sollen. Diese besagten Schiffe haben Santos als Endhafen. Bei der riesigen Ueberhäufung der anderen Reedereien mit Frachten — wir wiesen erst neulich in dem Artikel „Brasil-Schiffahrt“ darauf hin, daß andauernd fremde Dampfer gechartert werden, da die eigenen nicht ausreichen — und angesichts der günstigen Lage Amsterdams, das mit den deutschen und belgischen Industriezentren durch zahlreiche Bahnen verbunden und auch auf dem Wasserwege leicht erreichbar ist, steht zu erwarten, daß auch die holländische Frachtdampfer-Linie ihre Rechnung finden wird. Für Brasilien ist diese Vermehrung des Angebots von Schiffsraum jedenfalls hochwillkommen.

Noch nicht dagewesen. Daß ein aus der Haft Entlassener dem Polizeibeamten, der ihn verhaften ließ und der gegen ihn die Untersuchung führte, öffentlich seinen Dank ausspricht, dürfte wohl noch nie dagewesen sein. Dieser Tage ist das hier der Fall gewesen. Wie unseren Lesern noch erinnernlich sein wird, wurde am Ende des vorigen Monats der Wirtschaftsbesitzer Nicolau Frati gefangen genommen, weil er den Italiener Nicolau Lippo erschossen hatte. Wie der Fall lag, mußte unbedingt die Notwehr angenommen werden, denn Lippo hatte, von einem Picknick zurückkehrend, mit seinen Kumpanen das Haus Fratis fegehrecht beschossen, so daß sich dieser samt seiner Familie in der höchsten Gefahr befand und nur zur Verteidigung seines Lebens zum Gewehr griff. Die Untersuchung gegen Frati wurde sehr schnell zu Ende geführt und schon am 13. ds. stand er vor den Geschworenen, die ihn, wie nach der Sachlage anders auch nicht erwartet werden konnte, einstimmig freisprachen. Frati wurde sofort auf freien Fuß gesetzt und erließ in dem hiesigen „Estado“ eine Danksagung, in der er verspricht, dem Delegado Dr. Euclides da Silva und seinen Gehilfen, für die gute Behandlung, die sie ihm im Gefängnis zu Teil haben werden lassen, eine ewige Dankbarkeit zu bewahren verspricht. Diese Danksagung sollten diejenigen italienischen Patrioten zur Kenntnis nehmen, die da behaupten, daß in Brasilien die Italiener von der Justiz schlechter behandelt werden, als die Brasilianer. Nicolau Frati ist ein Italiener. Nach dem Wortlaut des Gesetzes mußte er freigesprochen werden, den Freispruch konnte aber nur das Schwurgericht fällen; solange dieses aber nicht geschehen war, konnte die Polizei ihn als einen Verbrecher behandeln. Unsere Polizei hat ihn aber zuvorkommend behandelt und die Untersuchung im Automobiltempo geführt, damit er ja nur möglichst schnell durch das Schwurgericht die Freiheit wiedererlange. Angesichts einer solchen Tatsache ist es jedoch Unsinn oder böser Wille, noch die Behauptung aufrecht erhalten zu wollen, daß die brasilianische Justiz zwischen Nationalen und Fremden einen Unterschied mache.

Verkehrsstörung. In der Nähe von Pindamonhongaba haben auf der Linie der Zentralbahn Erdrutschungen stattgefunden, weshalb die Züge mit großer Unregelmäßigkeit verkehren. Gestern hatten alle Züge bedeutende Verspätungen. Die Paulistaner Züge kamen in der Bundeshauptstadt mit einer Verspätung von acht Stunden an.

Eine Goldmine. In Matto Grosso soll eine große Goldmine entdeckt worden sein. Leider wird nicht gesagt, in welcher Gegend dieses ungeheuren Staates die Entdeckung gemacht wurde.

Beulenpest. Die Beulenpest pocht immer wieder an und man muß ihretwegen immer auf der Hut sein. Jetzt ist in Santos ein Fall dieser furchtbaren Krankheit vorgekommen. Der Erkrankte ist ein 14-jähriger Junge namens Manuel Ribeiro. Er wurde

in der Santa Casa eingeliefert und bei der Untersuchung stellte es sich heraus, daß es sich um einen Fall von Beulenpest handelte. Er wurde sofort isoliert und das Haus, in dem er wohnte, einer strengen Desinfektion unterworfen.

Straßenreinigung. Die Präfektur hat die Absicht, die „Empresa da Limpeza Publica“ aufzukaufen und den Reinigungsdienst selbst zu leiten. Schelechter kann es ja nicht mehr werden, denn weniger für die Reinigung zu tun als diese Gesellschaft getan hat, ist ein Ding der Unmöglichkeit — weniger als nichts kann niemand tun. Hoffen wir daher, daß es besser werde.

Die Companhia Antarctica Paulista wird eine Anleihe von sechstausend Contos de Reis aufnehmen. Diese Anleihe ist für den Bau der von der Gesellschaft geplanten Theater bestimmt. Morgen wird eine außerordentliche Generalversammlung der Aktionäre zusammentreten, um über die Anleihe näheres zu beschließen.

Auf Schusters Rappen durch Südamerika. Am Sonntag traf in der Hauptstadt der argentinische Dauergänger Carlos Juan Paris ein. Er verließ Buenos Aires am 7. September 1911 und durchwanderte Uruguay, Rio Grande do Sul, Santa Catharina und den Süden unseres Staates bis zur Hauptstadt. Von hier wird er sich nach Rio begeben — natürlich auch zu Fuß —, um dann weiter nach dem Norden und durch das Amazonastal nach Peru, Bolivien usw. zu trotten. Besonders angenehm ist eine solche Fußwanderung nicht.

Vom elektrischen Schlage getötet. In einer Gerberei in Lapa war der Arbeiter José Podestá damit beschäftigt, eine elektrische Leitung zu legen, als er, um sich festzuhalten, nach einem nicht isolierten Drahte griff. Der elektrische Schlag tötete ihn auf der Stelle. Das Unglück geschah am Dienstag morgen.

Von der Post. Im Schlamme der schlecht gepflegten Rua Müller wurde ein Paket von zwanzig Briefen gefunden, die an verschiedene in jener Strasse wohnhafte Leute adressiert waren und die der Briefträger anscheinend verloren hat. Das Paket wurde an die Redaktion des „Estado“ abgeliefert, der nun die Post einladet, die Briefe abzuliefern. Das ist binnen kurzer Zeit das zweite Mal, daß ganze Pakete Briefe gefunden werden. Kommentar überflüssig.

Folgen der Betrunkenheit. Vor vier Tagen wurde, wie schon gemeldet, der 45-jährige Italiener José Cimino von seinem 67 Jahre alten Landsmann Angelo Decanolo mit einem Revolverschuß im Unterleibe so schwer verwundet, daß er nach einigen Stunden in der Santa Casa, wohin man ihn gebracht hatte, verstarb. Die erste Darstellung des Falles war Decanolo insofern günstig, als bestätigt wurde, daß Cimino ihn zuerst angegriffen habe. Diese Darstellung hat sich aber als falsch erwiesen. Der Greis ist der Angreifer gewesen. Er hat mit Cimino zusammen sehr stark getrunken, und beide traten gemeinsam den Heimweg an. Nicht weit von ihrer Wohnung in der Rua Visconde de Parnahyba bekamen sie miteinander Streit und Decanolo hat Cimino mit einem Taschmesser angegriffen. Darauf hat auch Cimino ein Taschmesser hervorgeholt und hat Decanolo in der Brust leicht verletzt. Ein gewisser Pasquale Cusiello hat die beiden Streitenden getrennt und Decanolo lief davon, um aus seiner Wohnung einen Revolver zu holen. Cimino hat einen weiteren Angriff von seiten des Alten nicht mehr erwartet, und so hat sich dieser an ihn heranschleichen und den tödlichen Schuß auf ihn abgeben können.

Der Kaffemarkt in der letzten Woche. Vom 6. bis 11. Januar. Der Santos-Markt eröffnete am Montag (6.) auf derselben Basis wie er in der Vorwoche schloß — 7\$000 für Typ 7 und 7\$700 für Typ 4. Am Dienstag befestigte sich die Tendenz und der Preis stieg um 100 Reis. Der Markt blieb bis Ende der Woche fest bei unverändertem Preis. Von den Konsummärkten wurde ebenfalls eine etwas festere Stimmung gemeldet. In Havre stieg in der Woche der Preis um einen Franken. Verkäufe der Woche 131 015 Sack gegen 144 923 Sack in der Vorwoche. Zufuhren 100 197 Sack gegen 145 610 Sack in der Woche zuvor. Zufuhren seit 1. Januar 212 932 Sack, seit 1. Juli v. J. 7 326 230 Sack. Die Verkäufe bezifferten sich seit 1. Januar auf 212 932 Sack, seit 1. Juli v. J. auf 4 775 571 Sack. Vorräte in erster und zweiter Hand 2 185 693 Sack gegen 2 376 721 Sack in der Vorwoche und 2 587 572 Sack im gleichen Zeitraum des Vorjahres.

Der Rio-Markt war Ende der Woche stetig beim Preise von 11\$900. Zufuhren seit 1. Juli v. Jahres 1 957 110 Sack, Verschiffungen im gleichen Zeitraum 1 923 319 Sack. Vorräte in erster und zweiter Hand 170 185 Sack gegen 180 523 Sack in der Vorwoche.

Vom Lloyd. Ein früherer Schiffsarzt dieser Gesellschaft hat über den Novo Lloyd Dinge erzählt, die man sollte es kaum für möglich halten — die bisherigen Enthüllungen in Schatten stellen. Er behauptet nicht mehr und nicht weniger, als daß auf dem nach dem Norden Brasiliens verkehrenden Schiffen krankes Vieh gekauft und geschlachtet werde. Er habe als Arzt wiederholt das gekaufte Vieh zurückgewiesen, der Kommissär habe aber nicht Folge geleistet und so habe man auf dem Schiff oben das Fleisch eines kranken Rindes oder eines kranken Schweines gegessen. Die Schiffsapothek sei nur dazu da, um den bestehenden Vorschriften zu genügen, d. h. um die Sanitätsbehörden zu täuschen; in Wirklichkeit sei sie nicht vorhanden. Der Schiffsarzt sei für keinen Fall gerüstet. Erkrankte jemand, so könne er gar nichts tun. — Geschmuggelt werde auf allen Schiffen, hauptsächlich aber auf denen, die nach dem Norden verkehren. Die Kommissäre verdienen nur 250 Milreis monatlich, geben das Zehnfache aus und sind in wenigen Jahren reiche Leute, die von ihren Zinsen leben können. Selbst die Maschinisten begehen Betrügereien, indem sie Reparaturen fingieren, die der Gesellschaft Tausende kosten. Das Geld wird mit den Werkstätten geteilt, die die Quittungen ausstellen. Das sind schöne Dinge, die der Arzt von der nationalen Gesellschaft erzählt.

Ein Ehedrama. Der Schneidermeister Affonso Toschi, der am 11. Dezember in der Avenida Tiradentes auf seine Frau, Antonio geb. Parisi, fünf Revolvergeschüsse abgab und sie schwer verletzte, stand gestern vor dem Schwurgericht und wurde natürlich einstimmig freigesprochen. Der Staatsanwalt plaidierte für das höchste Strafmaß, die Geschworenen bekannten sich aber zu der Ansicht des Verteidigers, und Toschi konnte gestern frei nach Hause gehen. Die von ihrem Mann verletzte Frau hat, wenn wir uns nicht irren, das Krankenhaus schon längst verlassen, und es ist nicht ausgeschlossen, daß sie sich wieder vertragen.

Einwanderung. Einige Fazendeiros aus dem Minizip Tieté haben an den Ackerbausekretär eine Eingabe gerichtet, in der sie gegen die Einführung japanischer Landarbeiter Einspruch erheben, da diese ihrer Ansicht nach für die Arbeit auf den Kaffeepflanzungen nicht geeignet sind. Dieselben Fazendeiros sprechen sich zugunsten der Malteser aus, in welchen sie ein fleißiges und verträgliches Element erblicken. Herr Dr. Paulo de Moraes Barros

ist bekanntlich selbst kein Anhänger der japanischen Einwanderung und er wird ohne Zweifel der Bitte entsprechen. Es ist aber noch eine unbeantwortete Frage, ob die kleine Insel Malta soviel Menschen abgeben kann, daß der Ausfall der italienischen Einwanderer, der infolge der Ablenkung des Bevölkerungsüberschusses nach Tripolis eintreten muß, gedeckt wird.

Monarchistische Propaganda. Die monarchistische Propaganda nimmt zu und beunruhigt Leute, deren Nerven Verschiedenes vertragen. Auf einer politischen Versammlung im Innern des Staates kam der Senator Francisco Glycerio, einer der Vorkämpfer der Republik, auch auf diese Propaganda zu sprechen und bei dieser Gelegenheit sagte er: „Die Republik ist unzerstörbar aus tausend und einem Grunde, aber dennoch haben wir allen Anlaß, aufmerksam zu sein.“ Diese Worte, die schon von einer gewissen Besorgnis Zeugnis ablegen, sind noch sehr optimistisch im Vergleich zu anderen. Es gibt schon eine sehr große Reihe von Republikanern, die die gegenwärtige Regierungsform nicht für unzerstörbar halten, sondern im Gegenteil mit unübertrefflicher Offenheit heraussagen, daß die letzte Stunde der Republik bald schlagen werde, denn so gehe es auch beim besten Willen nicht weiter. „Wir erwarten“, sagt ein Paulistaner Republikaner zu einem Journalisten in Rio de Janeiro, „daß ein General den Säbel zieht und die Monarchie aufruft. Widerstand wird er nicht finden. Wir alle werden ihm zustimmen.“

In São Paulo war bis vor kurzem von der Propaganda, die anderswo schon vor einigen Monaten eingesetzt hatte, nichts zu merken. Jetzt ist es anders. Die Monarchie bildet schon das erste und liebste Tagesgespräch, und offen gestanden, wir haben nur Zustimmung zu gehört. Vor einigen Tagen wurden Postkarten mit dem Bildnis des Prinzen Dom Luis von Bragança verteilt und alle Hände streckten sich dem Verteiler entgegen, um eine solche Karte zu bekommen. Mit dem Bildnis wurde auch ein kleines Heftchen verteilt, das einen an Herrn Vicente de Ouro-Preto gerichteten Brief des Prinzen enthielt. Man überflog sofort den Inhalt des kurzen Schriftchens und fand ihn ausgezeichnet. Noch ein bedeutungsvolleres Zeichen ist es aber, daß ein Telegramm, das von São Paulo aus an den Prinzen abgesandt wurde, von beinahe sechstausend Männern unterzeichnet war, und unter diesen Männern befanden sich einige, die man zu den treuesten Dienern der Republik zählt.

Der oben erwähnte Paulistaner sagte zu dem fluminenser Journalisten unter anderem: „Ich bin Republikaner, aber auch ich bin von der allgemeinen Erregung angesteckt. Auch ich hoffe, aus Gesprächen, die ich mit den hervorragendsten Männern des gegenwärtigen Regimes geführt habe, habe ich erfahren, daß ihnen das Fortbestehen dessen, was man hier Republik nennt, vollkommen gleichgültig ist. Alle sind der Ueberzeugung, daß die schmachvolle Situation, in der wir uns befinden, aufhören müsse. Aber mit welchen Mitteln soll man ihr ein Ende machen? Wir sehen kein anderes — es sei denn die Revolution. Die wollen wir aber nicht machen. Wenn die Monarchisten nun das Werk übernehmen, desto besser für uns. Sie werden dem ganzen Lande einen Dienst erweisen, die Sitten modifizieren, unter den Männern eine Anlese veranstalten und die Ausbeuter entfernen.“

Diese Stimme sagt nichts Neues mehr, solche Worte hört man jetzt jeden Tag und zu jeder Stunde, und wenn man die Sache genauer überlegt, dann muß man eingestehen, daß es anders auch gar nicht sein kann. Die Unzufriedenheit ist sehr groß und hat

alle Kreise ergriffen. Wären wir noch in den neunziger Jahren, dann würden wir uns auf eine Revolution gefaßt machen. Der Periode der Revolutionen und Pronunciamentos sind wir aber entwachsen, und deshalb glaubt man an die Restauration der Monarchie. Die Umwälzung hofft man überleben zu können, ohne Menschenleben und ohne den guten Ruf eines zivilisierten Landes zu verlieren. Mit der Aenderung der Verfassung, die ja auch ein Radikalmittel wäre, ist es anders. Die kann nicht so von heute auf morgen vorgenommen werden, und wenn die Sache lange dauert, dann wird sie gefährlich. — Was mag wohl der Bundespräsident zu der plötzlichen Propaganda sagen?

Die antibrasilianische Propaganda in Italien beginnt endlich die gesamte öffentliche Meinung unseres Landes aufzuregen. Jene Propaganda ist ja schon alt, älter als die Lex Prinetti, die ihr gewissermaßen die amtliche Sanktion erteilte. Und was hat Brasilien bislang gegen diese es in seinen vitalsten Interessen schädigende Propaganda getan? Zur Zeit der „Goldmission“ hat es ungezählte Tassen Kaffee gratis verteilt, hat es ein halbes Dutzend „Cafés Brasil“ gründen helfen und auf der Turiner Ausstellung durch den unübertrefflichen Dr. Padua Rezende eine Ausstellungszeitschrift herausgeben lassen, die in Wort und Bild besonders liebevoll für — Argentinien Reklame machte. Seitdem unterhält es in Genua ein „Informationsbureau“, das schon allerlei Sonderbares über Brasilien von sich gegeben hat. Aber das einzig Richtige, nämlich die Prozessierung der Blätter, die die Schauernär von der Versklavung der italienischen Kolonisten verbreiten, hat es unterlassen. Wenn die Artikel nicht so abgefaßt waren, daß die brasilianische Regierung im eigenen Namen Strafantrag stellen könnte, so wäre es doch leicht gewesen, ein paar Fazendeiros zu finden, die sich beleidigt fühlten und für die unsere Gesandtschaft dann den Prozeß vor den italienischen Gerichten führen mußte. Nach dem italienischen Strafgesetzbuch wäre eine Verurteilung sicher gewesen, und wenn die Prozedur ein paarmal wiederholt worden wäre, dann hätte sich die italienische Presse das schon ad notam genommen und noch Fälle erörtert, in denen der Wahrheitsbeweis zu führen war. Denn daß Uebergriffe tatsächlich vorgekommen sind und gelegentlich noch vorkommen, das kann nicht abgestritten werden. Aber es handelt sich um Ausnahmen, die noch lange nicht dazu berechtigen, einen ganzen Stand und ein ganzes Land zu diskreditieren. Wenn man nach den Ausnahmen urteilen dürfte, dann wären die süditalienischen Latifundien-Besitzer die schlimmsten Sklavhalter, von den Schwefelgruben-Baronen Siziliens ganz zu schweigen! Gerade die Lage der italienischen Einwanderer in São Paulo, auf das ja die Verleumder vorwiegend ziehen, beweist in glänzender Weise die Unwahrheit jener Behauptungen. Die Italiener nehmen in Staat und Stadt eine hervorragende, fast möchte man sagen überragende Stellung ein. In Handel, Industrie, Handwerk und Landwirtschaft prosperieren sie gleichmäßig. Bedeutende Banken und bedeutende Großfirmen sind italienisch, große Fazenden und kleine Bauerngüter gehören zu Hunderten und zu Tausenden Italienern; stattliche Fabrikbetriebe sind in Händen von Italienern. Ihr städtischer Grundbesitz und die Zahl ihrer Hypothekendarlehen ist im ganzen Staate überraschend groß. Und fast durchweg vom Millionär bis zum Kleinbesitzer, handelt es sich um Leute, die ihre ganze Habe in einem Sack auf dem Rücken trugen, als sie nach Brasilien kamen. Sieht das nach Versklavung aus? Ihre günstige Lage erstreckt sich jedoch nicht nur auf die materielle Seite des Da-

seins, sondern auch auf die ideelle. Sie haben Zeitungen und Zeitschriften, haben Volksschulen und Gymnasien, haben Vereine und Krankenhäuser. Haben Sklaven dergleichen? Und kennt nicht alle Welt den Eifer der italienischen Konsuln im Schutze ihrer Landsleute, einen Eifer, der bekanntlich zuweilen in Uebereifer ausartet? Nun wohl, diese Konsuln sitzen in nicht geringer Zahl in Brasilien. Mögen sie doch Zeugnis geben, wie oft sie in der Lage waren, ihre Landsleute vor Versklavung zu schützen! Was wir speziell für São Paulo ausführten, das gilt ebenso für Rio Grande do Sul, für Santa Catharina, für Paraná, für Rio de Janeiro, für Espirito Santo, für Minas Geraes, für Bahia, für die Bundeshauptstadt. Ueberall sitzen zahlreiche Italiener, oft im tiefsten Innern, und überall haben sie es zu einem Wohlstand gebracht, den sie sich in ihrer Heimat nicht träumen ließen. Ginge es den „armen Sklaven“ nicht in Wirklichkeit ausgezeichnet, so würden sie nicht ihre Verwandten und Freunde auf-fordern, ebenfalls auszuwandern, würden sie nicht die hohen Geldsummen in heimischen Banken und Sparkassen anlegen, würden sie nicht so zahlreiche Vergnügungsreisen in ihr Vaterland unternehmen, würden nicht viele von ihnen nach einigen Jahren der Abwesenheit sich als Rentner in der Heimat niederlassen. Nicht nur die Existenz, sondern auch die Haltung der italienischen Kolonie legt Zeugnis ab wider jene Ausstreunungen: die Kolonie erhebt nämlich in ihrer Presse und in Zusehrten an landessprachliche Zeitungen Einspruch dagegen.

Dieser wahre Tatbestand ist natürlich auch in Italien genau bekannt. Auch die Regierenden kennen ihn, wenn anders man nicht annehmen will, daß sie ihre Pflichten in gröblicher Weise vernachlässigen, und zu dieser Annahme berechtigt bei diesem aktiven und ehrgeizigen Volke nichts. Wenn trotzdem ein italienischer Minister des Aeußern die Auswanderung nach Brasilien als unerwünscht bezeichnet, wenn die regierungsoffizielle Agenzia Stefani diese Aeußerungen verbreitet, wenn die Auswanderungslustigen mit Gewalt zurückgehalten werden, so daß blutige Revolten entstehen, so ist der wahre Grund selbstverständlich nicht die Furcht vor der Versklavung der Volksgenossen. Sondern Italien will seine neue lybische Kolonie so schnell als möglich dicht besiedeln, um im Zentrum des Mittelmeeres die gebietende Macht zu besitzen, die es zur Aufrechterhaltung seiner Großmachtstellung für notwendig erachtet. Da darf der Bevölkerungsüberschuß nicht mehr ins Ausland wandern, sondern er muß in die Kolonie strömen. Darum werden die bisherigen Auswanderungsziele wieder so lebhaft diskreditiert, wie wir in der letzten Zeit zu unserem Schaden und zu unserer gerechten Empörung erfahren mußten. Es ist begreiflich, daß wir uns dagegen wehren, aber helfen wird es uns heute nichts mehr, denn heute steht nicht nur die Politik der italienischen Regierung, sondern steht auch der Wille der Mehrheit des italienischen Volkes hinter diesen Verkleinerern. Als es noch Zeit war, da sind wir, wie eingangs erwähnt, nicht in der richtigen Weise vorgegangen, sondern haben vorgezogen, Gratisportionen Kaffee und Ansichtskarten zu verteilen. Aber wenn auch aussichtslos, so ist der Protest doch Ehrenpflicht. Der Minister des Aeußern hat den Gesandten beim Quirinal bereits angewiesen, informationsweise um Aufklärung zu bitten. Offizielle Vorstellungen können nicht erhoben werden, weil die Agenzia Stefani zwar offiziös, aber nicht offiziell ist. Ein Protest ist aber auch das Alleräusserste, was wir tun können, denn Repressalien auszuüben sind wir nicht in der Lage. Wir sind ja so sehr auf die Einwanderung angewiesen, daß wir

es nicht auf einen Konflikt mit einem Lande ankommen lassen können, das uns auch in Zukunft, wenn auch in vermindertem Maße, Menschen schicken wird. Das ist die Schwäche unserer Position.

Automobilismus. Die Chauffeure können das schnelle Fahren nun einmal nicht lassen. Am Montagabend um neun Uhr jagte das Automobil Nr. 1932 mit großer Geschwindigkeit durch die Rua das Palmeiras und dabei hatte es nicht einmal, was doch strenge Vorschrift ist, die Scheinwerfer angesteckt. Ein berittener Polizist gab dem Chauffeur das Signal zum Halten, der gehorchte aber nicht und rannte weiter. Der Polizist hatte mit dieser Auflehnung gegen die Autorität nicht gerechnet und so kam es, daß er nicht rechtzeitig auswich und sein Pferd von der Maschine erfaßt wurde. Glücklicherweise kam der Soldat selbst nicht zu Schaden, aber seinem Tiere wurde ein Bein gebrochen, so daß es erschossen werden mußte. Nach dieser Heldentat wurde der Chauffeur, ein gewisser Joaquim Rouge, verhaftet. Ein Polizeipferd kostet mindestens ein Conto de Reis und diese Summe sollte nun der Chauffeur bezahlen.

Banco Agricola. Unter Vorsitz des Richters Dr. Pinto de Toledo fand gestern wieder eine Versammlung der Gläubiger des verkraachten Unternehmens statt. Von der Direktion war der Vizepräsident Ignacio Uchôa erschienen.

Der Advokat der Konkursmasse legte die letzte Bilanz vor, laut welcher die Aktiven 2.829:302\$, die Passiven 2.815:181\$ betragen. Die Ausstände beziffern sich auf 877:661\$, während die Verpflichtungen sich auf 733:464\$ belaufen. Der Kassenbestand beträgt rund 30 Contos. Der Hauptschuldner ist der verduftete Präsident Amos Post. Er figuriert in der Debitorenliste mit 619:683\$. Post ist vollkommen insolvent. Der Status ist für die Gläubiger nicht ungünstig, denn die Aktionäre haben auf ihre Zeichnungen noch 1800 Contos einzuzahlen. Es fragt sich nur, ob alle zahlungsfähig sind.

Den Zusammenbruch hat lediglich der Präsident Amos Post verschuldet. Post hatte, entgegen den Bestimmungen der Statuten, stark in Kaffe spekuliert und schließlich, da er sich anders nicht zu retten wußte, seine Verpflichtungen auf die Bank übertragen. Als die Fälligkeitstermine nahe rückten und eine Regulierung mit den knappen Mitteln der Bank ausgeschlossen erschien, versuchte Post, mehrere der größten Aktionäre zur Einzahlung des Restes ihrer Beteiligung zu bewegen, er hatte damit aber selbstverständlich kein Glück und ließ nun dem Schicksale seinen Lauf, indem er den Konkurs anmeldete. Kurz darauf verschwand Post. Eine Spur von ihm konnte bisher noch nicht entdeckt werden und so ist der gegen ihn erlassene Haftbefehl gegenstandslos.

Der vorsitzende Richter übertrug die Prüfung der noch nicht anerkannten Gläubigerforderungen den Advokaten Dr. Alcantara Machado und Antenor Moura.

Das Fremdenausweisungsgesetz ist am 9. Januar durch den Bundespräsidenten bestätigt worden. Die auf Marschall Hermes da Fonseca gesetzten Hoffnungen sind also nicht in Erfüllung gegangen.

Avrätik. Hier sind die italienischen Aviatiker Brüder Rapini angekommen, die in Rio de Janeiro verschiedene sehr gelungene Flüge ausführten. Hier wollen diese Herren eine Flugwoche veranstalten. Von hier aus gehen sie nach Bolivien und Equador, wo sie mit den Regierungen einen Kontrakt haben betreffend die Einrichtung einer Militärflugschule.

Noch ein Gespensterschiff. Die französischen Dampfer wollen anscheinend den Rekord der

Kaiser-Borax

Zum tägl. Gebrauch im Bad und Waschwasser.

Kaiser-Borax ist das mildeste und gesündeste Verschönerungsmittel für die Haut, macht das Wasser weich, heilt raue und unreine Haut, macht sie zart und weiß und beseitigt jeden übeln Geruch. Ein Bad mit Kaiser-Borax nach starker Schweißabsonderung wirkt sehr erfrischend und anregend. Nur echt in roten Cartons.

Kaiser-Borax-Seife erstklassige Toiletseife.
Alleiniger Fabrikant Heinrich Mack in Ulm a. D.

Schrecken schlagen. Vor einigen Tagen lief der Dampfer „Aquitaine“ Santos an und brachte 848 Einwanderer. Außer diesen hatte er 278 Passagiere für Buenos Aires an Bord und eine große Anzahl von Passagieren der besseren Klassen. Im ganzen waren es beinahe 1500 Personen, die sich diesem Kasten anvertraut hatten, obwohl er kaum der Hälfte Platz bieten konnte. Zwischen Marseille und Santos starben elf Kinder und ein Erwachsener. Die skandalösen Menschentransporte dauern also noch immer an und es sind nur die französischen Dampfer, die so von sich reden machen. Es ist sonderbar, daß unsere Staatsregierung nicht energisch durchgreift und die mit der Einführung der Einwanderer beauftragte Firma nicht zwingt, auf die französischen Gespensterschiffe zu verzichten. Wir möchten das Jammergeheul hören, wenn auf deutschen Dampfern sich solche Dinge ereignen würden! Die Herrschaften von der „Gazeta de Noticias“ würden dann Wutkrämpfe kriegen.

Straßenbeleuchtung. Die Regierung hat in manchen Straßen, die bisher noch keine Beleuchtung hatten, Kandelaber errichten lassen.

Pater Evaristo Paula Moraes. Der Richter der ersten Kriminalabteilung, Herr Dr. Adolpho Mello, hat das vom Dr. Ismael Franzen zugunsten des katholischen Priesters Evaristo de Moraes eingereichte Habeas Corpus-Gesuch auf die Informationen der Polizei abgelehnt. Die Internierung des Priesters in der Irrenanstalt von Juquery ist von seinem eigenen Vater, dem Coronel J. F. de Moraes, verlangt worden und es besteht kein Zweifel, daß der Geistliche wirklich geisteskrank ist. Er hat seinen geistlichen Beruf nicht ausgeübt, sondern sich bei seinen Eltern aufgehalten. In der letzten Zeit hat seine Krankheit einen gefährlichen Charakter angenommen. Er hat seine Verwandten und andere Hausgenossen bedroht, so daß die Ueberführung nach der Anstalt dringend notwendig erschien. Und trotzdem hat sich jemand gefunden, der in der Internierung eine „illegale Freiheitsberaubung“ erblickte!

Selbstmord. Am Donnerstag Mittag sprang eine junge Frau in der Nähe der Rua da Moôca in den Tamanduatehy. Alle Versuche, sie zu retten, waren vergebens, denn der Strom riß sie fort. Ihre Leiche konnte noch nicht gefunden werden und auch ihre Identität war nicht festzustellen.

Die unparteiische Agence Havas. Es ist eine alte Klage, daß die Agence Havas über alles, was Deutschland und Oesterreich-Ungarn betrifft, möglichst unfreundlich berichtet, auf diese Weise einen großen Teil der Welt über die beiden europäischen Zentralmächte falsch informierend und gegen dieselben einnehmend. Das geschieht nicht nur in Fragen der großen Politik, sondern auch bei scheinbar belanglosen Ereignissen. Oft begnügt sich die französische Agentur damit, aus dem ganzen reichen Leben der beiden Zentralmächte nichts zu berichten, als eine Kaiserreise von Berlin nach Pots-

dam oder einen Mord in Przemyśl, so daß der mit den Verhältnissen nicht vertraute Ausländer glauben muß, in Mitteleuropa herrsche Stagnation. Dieser Tage hatten wir wieder eine Probe dieser systematischen Verunglimpfung anläßlich des Zusammenstoßes der „Straßburg“ mit dem dänischen Dampfer „Christian IX.“. Die Havas berichtete: „Der Kreuzer „Straßburg“ von der kaiserlichen Kriegsmarine stieß heute bei der Ausfahrt aus dem Hafen mit dem dänischen Dampfer „Christian IX.“ zusammen, dem er schwere Havarien beibrachte. In letzter Stunde wurde bekannt, daß verschiedene Passagiere des „Christian IX.“ bei dem heftigen Zusammenstoß mehr oder weniger schwere Verletzungen erlitten.“ Man halte daneben das Privattelegramm, das dem „Jornal do Commercio“ gleichzeitig zuging: „Das Hafenamt hat bei der sofort eingeleiteten Untersuchung festgestellt, daß die Verantwortlichkeit für den Zusammenstoß zwischen dem Panzer „Straßburg“ und dem dänischen Dampfer „Christian IX.“ ausschließlich diesen letzten trifft, der zwei Schotten des Kriegsschiffes eindrückte. Bei dem Unglück wurden drei Mann von der Besatzung der „Straßburg“ verletzt, davon einer schwer. Nach dem Zusammenstoß kehrten beide Schiffe in den Hafen zurück.“ Das klingt doch ganz anders! Wenn es sich scheinbar auch um eine Kleinigkeit handelt, so ist es in Wirklichkeit doch keine Kleinigkeit, sondern etwas, was dazu beiträgt, gewisse Stimmungen zu erzeugen, die Deutschland nicht günstig sind. Und auf diese Imponderabilien, denen Bismarck so viel Beachtung schenkte, scheint uns heute das deutsche Auswärtige Amt nicht genug Wert zu legen. Sonst hätte es schon längst dafür gesorgt, daß die Auslandspresse nicht mehr fast ausschließlich auf die Berichterstattung der Agence Havas angewiesen ist. Auch das gehört zu den weltpolitischen Pflichten eines großen Industrievolkes!

Der untergegangene „Panther“. Wir haben nachträglich doch feststellen können, daß es in der amerikanischen Marine auch einen „Panther“ gab. Er war ein antiquierter Transportdampfer und ist es deshalb verständlich, daß wir von seiner Existenz nichts wußten. Wir beeilen uns, die Notiz zu berichtigen und wünschen der deutschen Marine Glück dazu, daß der „Panther“ auch fernerhin seine Zähne zeigen kann. Für die amerikanische Flotte stellt der Verlust des anderen „Panther“ und seiner Mannschaft ein beklagenswertes Unglück dar, das in der ganzen Welt Beileid auslösen wird.

Einwanderung. Die offiziellen Kreise und auch die landessprachlichen Blätter befassen sich jetzt sehr fleißig mit dem Einwanderungsproblem. Die Stimmung in Italien verursacht hier Mißbehagen, denn man sieht voraus, daß die Einwanderung aus jenem Lande, das dem Staate bisher die meisten und auch die besten Fazendaarbeiter geliefert hat, infolge der einsetzenden Agitation nachlassen wird. Italien ist bemüht — und man kann ihm das auch nicht verdenken —, seinen Bevölkerungsüberschuß nach Tripolis zu leiten, und jedenfalls besteht auch in dem Volke selbst ein größeres Verlangen, Tripolis kennen zu lernen.

Eine solche Stimmung war zu erwarten. Als unsere landessprachlichen Kollegen die italienische Erobererpolitik in langen Spalten verherrlichten und Purzelbäume schlugen aus Freude, daß die „lateinischen“ Rassebrüder zwei Quadratmeter Sandboden mehr erobert hatten, da erlaubten wir uns, ganz schüchtern zu bemerken, daß für Brasilien kein Grund zu großen Freudenkundgebungen bestehe, weil das afrikanische Sandreich durch seine Anziehungskraft unsere landwirtschaftliche Arbeit schwer schädigen müsse. Die Kollegen waren aber nicht

zu überzeugen und schlugen noch einen Purzelbaum.

Jetzt sehen sie ein, daß Tripolis Brasilien im allgemeinen und São Paulo im besonderen beeinträchtigt. Das hat man für die große Freude und die papierne Rassesolidarität; die Italiener gehen, anstatt nach São Paulo, nach ihrer eigenen Kolonie und hoffen, dort erst recht Spaghetti und Makaroni essen zu können. Es ist ja möglich, daß sie sich dabei nicht täuschen, aber wir haben uns bereits getäuscht, und da jeder sich selbst der Nächste ist, so fängt man hier schon allgemein an, wenn auch im Stillen, zu bedauern, daß die afrikanische Sandbüchse italienisch geworden ist.

Ein landessprachliches Blatt hat die Entdeckung gemacht, daß in Italien zwei Parteien besonders stark gegen die Auswanderung nach Brasilien agitieren. Es seien dies die Sozialisten und die Besitzer. Also haben sich die Gegensätze wieder einmal berührt; die Gründe sind verschieden, der Zweck ist aber derselbe. Die Sozialisten wollen, so sagt unser Kollege, sich immer als Verteidiger der arbeitenden Klasse aufspielen, und deshalb bringen sie sich immer in empfehlende Erinnerung, indem sie angebliche Gefahren entdecken und Krach machen, als sei die Haut der Arbeiter wieder einmal in Gefahr und als seien sie diejenigen, die es verhindern, daß diese Haut in Striemen geschnitten werde. Die Besitzer wollen wieder billige Arbeitskräfte haben und deshalb bemühen sie sich dafür, daß das Angebot auf dem Arbeitsmarkt nicht zurückgeht, was aber unbedingt eintreten würde, wenn die Auswanderungsbewegung sich noch etwas verstärkte. Die Beobachtung dürfte stimmen, aber bei diesem Anlasse müssen wir wieder einmal daran erinnern, daß Brasilien und hauptsächlich São Paulo den Sozialisten durch das famose Ausweisungsgesetz neues Wasser auf die Mühle geliefert hat, und zwar aus demselben agrarischen Bestreben, sich billige Arbeitskräfte zu sichern. Unserer Ansicht nach kann ein italienischer Sozialist, der gegen Brasilien agitieren will, durch nichts besser unterstützt werden, als durch die Zustellung des Gesetzes Adolpho Gordo. Dieses Gesetz wirkt entscheidender auf die italienischen Arbeiter ein, als kilometerlange Agitationsreden, und wenn die italienischen Besitzer zu demselben Gesetz greifen, dann brauchen sie nicht erst zu versichern, daß in Brasilien in betreff der Arbeiterfrage noch mittelalterlich-feudale Ansichten herrschen.

Man darf gespannt sein, wie die maßgebenden Faktoren sich von jetzt an zu diesen Fragen stellen werden. Bleiben sie bei dem Gesetzes-Monstrum, dann wird das viele Debattieren nutzlos bleiben.

Warum protestiert man nicht? Die Proteste gegen die Mißachtung der brasilianischen Landeshoheit durch den deutschen Kreuzer „Bremen“ sind kaum verklungen; die Richtigstellung des Falles ist nicht mit derselben Begeisterung weitergegeben worden wie das erste Gerücht. Das Eisen ist noch warm und deshalb wollen wir noch etwas schmieden, was unsere nativistischen Freunde zu schmieden vergaßen. In Deutschland wird schon seit vielen Jahren ein geborener Brasilianer auf das schändlichste vergewaltigt. Die deutschen Imperialisten haben ihn zuerst gezwungen, Landtagsabgeordneter in Württemberg zu werden; nachher haben sie ihn mit Gewalt in den deutschen Reichstag geschleppt, und vor zwei Jahren entging er mit knapper Not der Gefahr, Bürgermeister von Stuttgart zu werden. Es ist dies Herr Fritz Hildebrand. Der Fall ist den Brasilianern nicht unbekannt. Als gemeldet wurde, daß bei der Bürgermeisterwahl der Hauptstadt Württembergs der sozialistische Kan-

didat Hildebrand mit einer sehr knappen Majorität seinem liberalen Gegner unterlegen sei, da schrieb ein Herr — per Zufall derselbe, der zu der „Bremen“-Affäre im „Estado“ das Wort ergriff — in selben Blatte, daß Herr Hildebrand ein Brasilianer sei, gebürtig aus Jaguarão im Staate Rio Grande do Sul. Die Notiz machte durch die landessprachliche Presse die Runde, aber niemandem fiel es ein, einen flammenden patriotischen Protest vom Stapel zu lassen. Wir bringen diesen Fall in Erinnerung in der Hoffnung, daß jetzt, wo die Wogen des Patriotismus wieder einmal sehr hoch gehen, der Protest nicht ausbleiben wird. Brasilien muß intervenieren, damit Herr Hildebrand aus den deutschen Händen befreit und nach Brasilien zurückgebracht wird. Das hätte um so mehr einen Sinn, als Herr Hildebrand als ein ausgezeichnete Wirtschaftspolitiker und ein fleißiger Kommissionsarbeiter gilt. Gerade solche Leute können wir gebrauchen, und da schnappt das imperialistische Deutschland uns den Mann weg. Die Behauptung, daß Hildebrand nach Deutschland ging, um dort zu studieren, ist eine Fabel. Er wird dort festgehalten und mit Gewalt dazu gezwungen, im deutschen Reichsparlament zu arbeiten. Auf Patrioten und bringt ihn im Triumphe zurück!

Einen unverzeihlichen Leichtsinn beging am Mittwoch der 52-jährige Joaquim Alves Pereira. Er fuhr mit einem Straßenbahnwagen durch die Rua da Consolação. Beim Aussteigen wollte er anscheinend die anderen in derselben Bank sitzenden Passagiere nicht belästigen und kroch deshalb unter der Schutzstange durch und sprang auf der verkehrten Seite vom hochgezogenen Trittbrett ab. Was nicht ausbleiben konnte, geschah. Der Mann stürzte seiner ganzen Länge nach auf den Boden und verletzte sich am Kopfe nicht unerheblich.

Einbruch. In der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch stiegen schwere Jungen in die Wohnung eines Herrn Diamantino Lourenço Moura, Rua Maria Joaquina Nr. 18, und stahlen dort 4:400\$000 in barem Gelde und einige Taschenuhren. Sie sind nicht gerade spurlos verschwunden, denn sie haben vor einem Fenster des Hauses Fußstapfen hinterlassen.

Viaducto de Santa Ephigenia. Dieser neue Viadukt soll in den nächsten Tagen dem Verkehr übergeben werden.

Ein kolossaler Schwindel. Der verkrachte Banco Agricola war vorgestern und gestern der Gegenstand lebhafter Erörterungen in hiesigen Handels- und Finanzkreisen. Anlaß dazu gaben die Beschlüsse der vor einigen Tagen stattgefundenen Gläubigerversammlung. Beim vorsitzenden Richter wurde seitens des Advokaten Dr. Capote Valente der Erlaß eines Präventiv-Haftbefehles gegen den Direktor der Bank Amos Post beantragt und dem Antrage wurde stattgegeben. Das Interessante dabei ist aber, daß Post sich unsichtbar gemacht hat. Er scheint verduldet zu sein. Unter dem Vorwande, in Santos 100 Contos flüssig machen zu wollen für Gerichts- und andere Kosten, welche der Konkurs der Bank erfordere, reiste Post tatsächlich nach dort, er ist seitdem aber nicht zurückgekehrt und wurde auch in Santos nirgends angetroffen.

Gerüchtweise verlautet, daß Santos von dem Zusammenbruch mehr in Mitleidenschaft gezogen ist, als S. Paulo. Es sollen dort von der Bank große Termingeschäfte auf Grund gefälschter Dokumente abgeschlossen worden sein. Es heißt auch, daß Post der Bank rund 600 Contos schuldet. Das mag wohl etwas übertrieben sein, wir wissen aber positiv, daß das Schuldkonto Posts sehr groß ist.

Schließlich sei noch des Gerüchtes Erwähnung

getan, daß auch gegen die anderen Mitglieder der Direktion der Bank ein Präventivhaftbefehl erlassen worden sei. Das entspricht jedoch nicht den Tatsachen. Die Herren sind nur vom Gericht aufgefordert worden, der nächsten Gläubigerversammlung beizuwohnen, welche heute stattfinden sollte. Man darf gespannt sein auf die weiteren Enthüllungen, die in dieser Versammlung gemacht werden.

Herr Dr. Albuquerque Lins, der frühere Staatspräsident von São Paulo, wird sich heute, Montag, in Genua nach Brasilien einschiffen. Bei der nächsten Staatswahl wird er für einen Senatorensitz kandidieren.

Telephongesellschaft. Die Telephongesellschaft „Bragantina“ hat von dem Verkehrsminister die Erlaubnis erhalten, versuchsweise zwischenstaatliche Verbindungen einzuführen. Es ist wahrscheinlich, daß dieser Gesellschaft eine endgültige Konzession zur Unterhaltung solcher Verbindungen erteilt werden wird.

Beschwerde gegen die São Paulo Railway. Der Chef des staatlichen Aufforstungsdienstes, Herr Dr. Edmundo Navarro de Andrade, hat sich beim Ackerbausekretariat gegen die Unzulänglichkeit der São Paulo Railway beschwert, die eine schnelle Beförderung der Setzlinge unmöglich macht. Der Ackerbausekretär hat sich sofort an den Superintendenten der genannten Eisenbahngesellschaft gewendet mit dem Ersuchen, dafür Sorge tragen zu wollen, daß der Transport von Setzlingen, der sehr schnell vor sich gehen muß, keinen Aufschub erleide.

Beklagenswerter Unfall an Bord des Dampfers „Araguaya“. Einem Telegramm aus Southampton zufolge trug sich an Bord des im dortigen Hafen ankernden, zur Abfahrt nach Südamerika bereiten Dampfers „Araguaya“ eine Kesselexplosion zu, wobei zwei Personen getötet und vier schwer verletzt wurden.

Messerheld. Am Sonnabendabend, kurz vor Mitternacht, wurde der Syrier José Jorge von seinem Landsmann Raphael Sabury überfallen und mit Messerstichen lebensgefährlich verletzt. José Jorge war in der Rua Alvares Cabral bei seinen Freunden Aruti auf Besuch, als plötzlich Sabury auftauchte. Da er den Mann als einen Unruhestifter kannte, wollte er sich zurückziehen, aber dadurch verletzte er Sabury erst recht. Um nicht den Schein zu erwecken, als fürchte er den Neuangekommenen, blieb José Jorge bis kurz vor Mitternacht bei den Arutis und ließ Sabury vorangehen. Als er nun auch schließlich gehen mußte, nahm er die Begleitung der beiden Arutis an, das ihm aber nichts nutzte, denn an der Ecke der Rua Bagé wurde er von Sabury mit blankem Messer angegriffen und trotz der Einnischung der Arutis durch acht Stiche verletzt. Sabury gelang es, zu entkommen.

Das Kriminalgericht hatte im vorigen Jahre sich mit 793 Prozessen mit 1186 Angeklagten resp. Angeschuldigten zu befassen. Vor dem Schwurgericht erschienen 586 Angeklagte.

Ein Häkchen ist ganz entschieden der 17-jährige Felício Roggero. Vor nicht allzu langer Zeit stahl er in dem Juweliergeschäft „Casa Netter“ Busennadeln im Werte von acht Contos de Reis, und jetzt, nach nicht ganz zwei Monaten, befindet er sich wegen eines ähnlichen Vergehens im Polizeigefängnis. Am Sonntag nachmittag trat er in die Wirtschaft eines Herrn Ernesto Binotto, Travessa da Sé Nr. 9, und wollte für 100 Reis Brot kaufen. Während die Frau des Genannten das Verlangte holen ging, riß Felício die Schublade auf und bemächtigte sich einer 500 und einer 100 Milreis-Note. Die Frau kam aber sehr schnell zurück, merkte,

was geschehen war und hielt den Gauner fest, während sie die Kasse untersuchte. Plötzlich riß sich der Bengel los und rannte davon. Er wurde von zwei Polizisten verfolgt und auf dem Largo do Thezouro eingeholt. Auf der Zentralpolizei wurde er erkannt. In einer Tasche fand man noch die 500 Milreisnote, den anderen Schein dürfte er auf der Flucht verloren haben. Gegen den Dieb wurde das Flagrant-Protokoll aufgenommen. Nach dem Diebstahl in der Casa Netto wurde Felicio verhaftet, und es ist sonderbar, daß er sich bereits wieder in Freiheit befand und einen neuen Diebstahl begehen konnte.

Auszeichnung. Die Bundesregierung hat dem Oberstleutnant Alexandre Gama, Assistenten der Paulistaner Staatspolizei, die goldene Rettungsmedaille verliehen, weil er am 15. Februar 1897, also vor sechzehn Jahren, als Hauptmann der fluminenser Feuerwehr einem seiner Untergebenen mit eigener Lebensgefahr das Leben gerettet hat. Die Anerkennung kommt wohl etwas spät, aber sie kommt und ist wohlberechtigt. Wir gratulieren zu dieser Auszeichnung.

Ueber einen traurigen Fall wird aus Queluz berichtet. In dem Nachtzuge, der am Donnerstag Abend São Paulo verließ, erkrankte plötzlich der Reisende der Drogaria Freitas in Rio de Janeiro, Herr Antonio Ignacio de Medeiros. Das geschah hinter der Station Cruzeiro. Sonderbarerweise stand von den Mitpassagieren kein einziger dem Erkrankten bei und wurde derselbe in Queluz ausgeladen, wo er nach wenigen Minuten verstarb. Er wurde auch dort beerdigt. Seine Familie konnte, da der Telegraph nicht funktionierte, erst nach der Beerdigung von dem traurigen Fall in Kenntnis gesetzt werden.

Vermählung. Ihre Vermählung zeigen an Hr. Arthur Hofstetter und Frau Alice Hofstetter geb. Kurth. Unseren Glückwunsch.

Philantropie. Erst kürzlich konnten wir ein hervorragend philanthropisches Werk des Herrn Hermann Heydenreich registrieren. Wie wir in Erfahrung gebracht haben, hat er das so segensreich wirkende Deutsche Seemannsheim in Santos auch nicht vergessen, indem er dasselbe mit 500 Milreis bedachte. Damit hat er sich auch in unserer Hafenstadt ein unvergängliches Denkmal gesetzt, und unsere braven Seeleute werden ihm dafür ewig dankbar sein.

Selbstmord. Am Freitag nachmittag vergiftete sich in der Rua Cruzeiro der 23jährige Schneider Nicolau Julio Marajinski mit Creolin. Zwar wurde die Assistencia schnell herbeigerufen, aber sie konnte den Mann nicht mehr retten: er verschied auf dem Wege nach der Santa Casa. Er hat einen an seinen Vater adressierten Brief hinterlassen, in dem er seine Angehörigen um Verzeihung bittet und einen gewissen Luiz de Meis und einen José Canova beschuldigt, ihn in den Tod getrieben zu haben. Nähere Aufschlüsse gibt der Brief nicht und es muß nun zuerst untersucht werden, wodurch sich die beiden an dem Verzweifelten vergangen haben.

Präfektenwahl. In der Freitagsitzung der Munizipalkammer wurde Herr Baron Raymundo Duprat für ein weiteres Jahr (15. Jan. 1913 bis 15. Jan. 1914) zum Präfekten und Hr. Dr. Sampaio Vianna zum Vicepräfekten wiedergewählt. Die Wiederwahl geschah fast einstimmig. Der Herr Baron kann also noch ein weiteres Jahr an der Stadtverschönerung arbeiten, und da die Meisterschaft ja mit der Uebung kommt, so erlauben wir uns, zu hoffen, daß er mit der Zeit ein ganz tüchtiger Präfekt werden wird. Vielleicht bringt er es noch sogar soweit, daß er die Sprengautomobile, die jetzt untätig in

einem Schuppen verrostet, in Stand setzen und die Straßen sprengen läßt. Mit diesem Wunsch verknüpfen wir unsere Gratulation zu seiner Wiederwahl.

Auch ein Zeichen der Zeit. Der frühere Ackerbausekretär Herr Dr. Carlos Botelho, der sich bisher konsequent von der Politik fern gehalten hat und ihr vollkommen neutral gegenüber stand, ist aus seiner Passivität herausgetreten. Er kandidiert für einen der vakant gewordenen Sitze im Staatssenat. Die Kandidatur ist besonders sympathisch dadurch, daß Herr Dr. Botelho erklärt, keiner Partei anzugehören, und er bewiesen hat, daß er das Zeug zu einem weit über den Durchschnitt herausragenden Gesetzgeber besitzt. Herr Dr. Botelho kündigt die Veröffentlichung eines Programmes an, mit dem wir uns ausführlich beschäftigen werden.

Verkehrserleichterung. Seit Wochen fahren die Straßenbahnwagen der Linien Duque de Caxias, Alameda Glette, Campos Elyseus und Barra Funda, die früher die Rua São Bento benutzten, durch die Rua Libero Badaró. Vom 13. ds., also vom Montag ab werden alle Bonds von der Rua São Bento nach der anderen Straße verlegt werden. Diese Maßnahme der Light und der Präfektur ist sehr zu begrüßen, denn die Rua São Bento mußte so schnell als möglich entlastet werden. Wie aber alles auf dieser Welt, so hat auch diese sehr vernünftige Verfügung eine minder angenehme Seite. Bisher konnte man in „Castellões“ oder in der „Brasserie“ auf den Straßenbahnwagen warten und, da er in der Regel nicht kam, immer noch „einen nehmen“. Jetzt hört es damit auf, denn an den beiden beliebten Lokalen wird kein einziger Bond mehr vorüber führen. Das ist ärgerlich, aber des Lebens ungemischte Freude wird keinem Sterblichen zuteil.

Weisheit. Unser Kollege „Diário Popular“ hat seine Spezialitäten. Eine von diesen ist, daß er immer wieder daran erinnert, daß nirgendwo soviel getrunken werde wie in Deutschland. Daß dieses nicht stimmt, das kümmert ihn absolut nicht. Vor zwei Tagen rückte er mit folgender Weisheit heraus: Deutschland ist nach der im Landtag geäußerten Ansicht des Grafen Douglas dasjenige europäische Land, dessen Volk am treuesten zu Bacchus hält. Die statistischen Zahlen reden eine schreckliche Sprache; in Deutschland werden in einem Jahre drei Millionen Mark für alkoholische Getränke ausgegeben! Diese Zahl redet wahrhaftig eine sehr schreckliche Sprache, denn sie zeigt, daß unser Kollege in der Statistik ebenso stark ist wie in der Grammatik; wie er einen sprachlichen Schnitzer nach dem andern macht, so hat er diesmal auch einen statistischen Schnitzer gemacht, der in seiner Art vollendet ist. Die Bevölkerung Deutschlands ist größer als sechzig Millionen. Wenn nun im ganzen Reiche in einem Jahre drei Millionen Mark für alkoholische Getränke ausgegeben werden, dann entfallen auf jeden Deutschen ja nicht ganze fünf Pfennig! Das ist nun doch etwas zu wenig und steht im eklatanten Widerspruch zu der Behauptung, daß in Deutschland am meisten getrunken werde. Wenn unser Kollege sich darüber informieren wollte, wieviel Alkohol in den verschiedenen europäischen Ländern konsumiert wird, dann würden wir ihm die Vorträge über Alkoholismus empfehlen, die der französische Professor M. Debove im Jahre 1898 an der Pariser medizinischen Fakultät hielt und die nachher bei G. Carré & C. Naud, Rue Racine 3, Paris, in Buchform im Druck erschienen sind. Schon aus dem ersten Vortrag, in welchem der Professor nur einen allgemeinen Ueberblick über seinen Gegenstand gibt, ist zu erschen, daß gerade in Frank-

reich am meisten Alkohol konsumiert wird. Der jährliche Verbrauch reinen Alkohols ist in Frankreich 4,19 Liter pro Einwohner; außerdem werden verbraucht pro Einwohner 25 Liter Bier, 18 Liter Schnaps und 79 Liter Wein. Diese Getränkmenge enthält zusammen 10 Liter Alkohol und somit erreicht der reine Alkoholverbrauch die Menge von 14,9 Liter; in Deutschland ist, resp. war vor vierzehn Jahren, die pro Person verbrauchte Alkoholmenge 10,5 Liter. Aber das ist nicht alles. In Deutschland nimmt der Alkoholverbrauch ab, in Frankreich nimmt er zu. An destillierten Getränken wurden in Frankreich verbraucht im Jahre 1894 4,01 Liter pro Einwohner; im Jahre 1898 war der Verbrauch aber schon auf 4,54 gestiegen. In Deutschland war der Verbrauch ähnlicher Getränke im Jahre 1887 8,1 Liter pro Person, im Jahre 1894 war er aber auf 4,4 Liter herabgesunken, und es ist eine sehr bekannte Tatsache, daß der Verbrauch starker Getränke in Deutschland gerade in den letzten Jahren sehr zurückgegangen ist. Man muß nur an den von der Sozialdemokratie sehr energisch durchgeführten Schnapsboykott denken, um zu wissen, daß der Alkoholismus in Deutschland zurückgeht.

Kolonisation und Verkehrswege. Wir haben in der letzten Zeit wiederholt darauf hingewiesen, wie sehr die Besiedlung des Staates Santa Catharina unter den mangelhaften Verkehrswegen leidet, die den Absatz der Produktion so erschweren, daß in manchen Gegenden die Landwirte ihre Produkte verderben lassen müssen. Jetzt kommt eine offizielle Bestätigung in einem Telegramm, das der Kolonisationsinspektor für Santa Catharina an das Besiedlungsamt gerichtet hat. Der Inspektor berichtet: „Im vergangenen November begaben sich nur 15 Familien mit 68 Personen auf dem Dampfer „Jupiter“ von Florianopolis nach Montevideo. Diese Familien kamen von den ehemaligen Kolonien Crissiuma und Accioly Vasconcellos, die im Süden des Staates liegen und 1890 gegründet wurden. Vier Familien waren deutscher Staatsangehörigkeit, elf brasilianischer, jedoch deutscher Abstammung. Im Dezember wanderten keine Ansiedler aus. Die Auswanderung dieser Kolonisten aus dem Süden des Staates ist auf den Mangel an Verkehrswegen zurückzuführen, der die Ausfuhr der, übrigens sehr reichlichen, landwirtschaftlichen Produkte verhindert.“ Welche kurzsichtige Politik, die mit großen Geldopfern Kolonien anlegt und sie dann veröden läßt, weil der Mangel an Verkehrswegen die Ansiedler zwingt, wieder abzuwandern! Diese 68 Deutschen und Deutschbrasilianer, die sich jetzt nach Uruguay oder vielleicht auch nach Argentinien begeben haben, waren mit dem Lande genau vertraut; sie waren auch Leute von Spannkraft und Entschlossenheit, wie ihr Entschluß zur Auswanderung zeigt. Also müssen sie als wertvolles Ansiedlermaterial betrachtet werden. Trotzdem hat die Regierung, die soviel Geld ausgibt, um neue Kolonisten ins Land zu rufen, nichts getan, um diese erfahrenen Siedler an die Scholle zu fesseln. Aus dem Telegramm des Inspektors geht hervor, daß die im November Abgewanderten nur die Nachhut einer größeren Zahl von Auswanderern bildeten, denn es heißt ausdrücklich, daß im November „nur“ 15 Familien wegzogen. Also sind in den Vormouaten mehr ausgewandert. Der kleine und arme Staat, den man durch Zusprechung seines Hinterlandes an Paraná zu völliger Bedeutungslosigkeit herabdrücken möchte, ist nicht in der Lage, selbst große Mittel für den Ausbau seiner Verkehrswege aufzubringen. Da muß die Bundesregierung eingreifen, die ja alles Interesse daran haben sollte, nicht nur die Produktions-, sondern auch die Absatzmöglichkeiten zu entwickeln.

Unglücksfall. Am Donnerstag nachmittag wurde die 70 jährige Frau Rosa Lavieri in der Avenida Brigadeiro Luiz Antonio von einem Straßenbahnwagen angefahren und nicht unerheblich verletzt. Sie wurde nach der Santa Casa gebracht, wo sie am Freitag Abend verstarb. Der Motorführer scheint an dem Unfall keine Schuld zu haben, denn die Frau hat, als es bereits zu spät war, die Schienen überschreiten wollen. Er hat den Wagen nicht mehr zum Stehen bringen können.

Verbreiterung der Spurweite. Die Direktion der Paulista-Bahn hat Vorstudien für die Verbreiterung der Spurweite der Strecke zwischen Rio Claro, São Carlos und Brota vornehmen lassen. Die Verbreiterung dürfte schon in aller Kürze in Angriff genommen werden.

Neue Einwanderung französischen Kapitals. Die Direktion der Douro-Bahn hat in Paris durch Vermittlung der Bankgeschäfte Louis Dreyfus & Co. und Albert Kahn eine Anleihe von 30 Millionen Franken aufgenommen. Davon wurde eine ältere Anleihe von 8000 Contos zurückgezahlt, der Rest ist zum Ausbau der Strecken bestimmt.

Unter dem Szepter Seiner nährischen Majestät. Auch in diesem Jahre wird in der Avenida Paulista am Karnevalssonntag und Montag ein Korso stattfinden. Die Anwohner der vornehmen Straße haben zu dem Zwecke eine Sammlung veranstaltet, die ein stattliches Resultat ergeben hat.

Folgen des Alkoholgenusses. Am Sonntagabend gingen die in der Rua Visconde de Parahyba wohnhaften Italiener Angelo Decanaro und José Cimino stark beduselt nach Hause. Plötzlich gerieten sie hart an einander. José zog ein Messer und verletzte den anderen in der Brust. Darauf zog Angelo einen Schießprügel aus der Tasche und schoß seinem Gegner eine Kugel in den Leib. Der Knall lockte die Polizei herbei und beide Kampfpläne wurden nach der Zentrale gebracht. Der Zustand José's ließ seine Ueberführung nach der Santa Casa notwendig erscheinen, wo er am Sonntagabend verschied. Angelo wurde nach der Krankenabteilung des Gefängnisses gebracht. José war 45 Jahre alt; Angelo ist 67 Jahre alt. Sogar Greise tragen hier Revolver in der Tasche!

Von der Light. Die Motorführer der Straßenbahnlinie Villa Marianna weigern sich, die Wagen anzuhalten und das deshalb, weil es — regnet. Gibt man das Zeichen zum Halten, um einsteigen zu können, so schüttelt der Mann den Kopf und sagt mit der selbstverständlichsten Miene von der Welt: „Ich kann nicht halten — es regnet!“ Was der Regen mit dem Halten zu tun haben soll, ist uns und auch anderen Leuten ein Geheimnis. Vielleicht gibt das Direktorium der Light darüber Aufschluß und erklärt auch, warum der Regen nur auf einer Linie das Halten unmöglich machen soll. Auf den anderen Linien wird an jeder Haltestelle gehalten.

Verkehrsstörung. Die letzten sehr starken Regengüsse haben, wie die Sorocabana Railway der Presse mitteilt, verschiedene Erdrutsche verursacht und sind dadurch Verkehrsstörungen eingetreten. Die Linien sind an mehreren Stellen verschüttet und an anderen überschwemmt. So kann z. B. der Zug zwischen Botucatu und Baurú nicht verkehren, bis die Erdmassen wieder weggeräumt worden sind. Die Räumungsarbeiten sind sofort in Angriff genommen worden und dürfte der Verkehr nach wenigen Tagen wieder geregelt sein.

Bundeshauptstadt.

Steuererträge. Das Münzamt giebt bekannt, daß im Jahre 1912 Konsumsteuer-Marken im Werte von 60.841:810\$630 ausgegeben wurden. Der Ertrag dieser Steuer nimmt rapide zu, denn die Markenausgabe betrug 1911 erst 53.635:954\$220, 1910 44.214:270\$300, 1909 31.713:358\$090. Er wird sich also 1913 im Vergleich zu 1909 voraussichtlich verdoppelt haben. Bei den Adhäsivsteuer-Marken war die Verdoppelung bereits 1912 erreicht, denn die ausgegebenen Werte betrugen: 1909 13.231:477\$600, 1910 13.982:150\$820, 1911 20.267:754\$820, 1912 30.686:987\$780. Beide Steuern zusammen ergaben 1909 47.944:835\$690, 1910 58.196:421\$120, 1911 73.903:709\$040, 1912 91.528:798\$410.

Portugiesischer Roman eines deutschen Franziskaners. Pater Peter Sinzig von den Franziskanern in Petropolis ist nicht nur ein eifriger Mitarbeiter der deutsch-brasilianischen und der reichsdeutschen Presse, sondern er ist auch in portugiesischer Sprache seit langem publizistisch tätig. So ist er z. B. der Hauptleiter der von den Franziskanern herausgegebenen Zeitschrift „Vozes de Petropolis“. Nun hat Pater Sinzig auch einen Roman in portugiesischer Sprache verfaßt, der im Verlage der „Vozes de Petropolis“ erschienen ist. Der Titel lautet: „Não desanimar!“ (Nicht den Mut verlieren! Zeitgenössischer brasilianischer Roman). Das „Jornal do Commercio“ leitet seine Besprechung des Werkes mit folgenden Sätzen ein: „Pater Peter Sinzig O. F. M. von Petropolis ist ein unermüdlicher religiöser Schriftsteller. Jetzt aber hat er auch einen Roman veröffentlicht, der, wenn er auch in seinen Absichten katholisch ist, doch Seiten reiner Kunst und einfacher Schilderung enthält.“ Der Roman, der auch nach Deutschland führt, im übrigen aber in rein lusobrasilianischen Kreisen spielt, hat den Kampf zwischen Glauben und Unglauben, verbunden mit dem Ringen um eine Liebe zum Gegenstande. Hier näher auf den Inhalt einzugehen, ist nicht der Ort. Wir empfehlen das Buch aber besonders dem rabiaten alten Herrn Gama Rosa zur Lektüre, damit er sich davon überzeugt, daß die von ihm so vielgeschmähten deutschen Franziskaner nicht immer imperialistisch-germanische Politik treiben.

Die Bark „Emilia“ ist ein portugiesisches Segelschiff, das seit Monaten in unserem Hafen liegt. Rückfracht erwartend. Das lange Stilleliegen ohne Verdienst scheint dem Kapitän Francisco Lé nervös gemacht zu haben. Vielleicht auch ist er infolge der großen Hitze, die fast ohne Unterbrechung über die Guanabara-Bai brütet, vom „Tropenkoller“ befallen worden. Der Hafenpolizei wurde mitgeteilt, daß Herr Lé den Matrosen Heitor de Andrade eingekerkert habe und barbarisch mißhandle. Daher begab sich gestern der Subinspektor dieser Behörde, Herr Pessoa, nach jenem Schiffe, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Er traf den Kapitän nicht an Bord und ließ in seiner Abwesenheit die gesamte Besatzung antreten. Er verhörte sie, erhielt die Bestätigung der Anzeige und nahm daraufhin eine Durchsuchung des Schiffes vor. In einem engen und unsauberen Loche fand er das Opfer des Kapitäns in elendem Zustande vor. Seit fünf Tagen hatte er nichts zu essen bekommen, jedoch mußte er auf besonderen Befehl des Kapitäns der Austeilung der Mahlzeiten an die übrigen Matrosen beiwohnen. Statt des Essens erhielt er täglich reichlich Prügel, was nicht nur durch seine und der Kameraden Aussagen, sondern auch durch die zahlreichen

Striemen an seinem Körper bezeugt wurde. Der Subinspektor nahm den Unglücklichen zur Polizei mit und hinterließ für den Kapitän eine Vorladung, damit er sich verantwortet. Die übrigen Matrosen wurden als Zeugen vorgeladen.

Reform des Ministeriums des Aeußern. Schon der Baron von Rio Branco hat in der letzten Zeit seiner Amtsführung an eine Reform des Ministeriums des Aeußern gedacht, ist jedoch nicht mehr zur Verwirklichung seines Planes gekommen. Das einzige Novum, das aus seiner Zeit stammt, ist die Schaffung des Unterstaatssekretariats, die während der letzten schweren Krankheit des Barons erfolgte. Der von dem jetzigen Minister, Herr Lauro Müller, umgearbeitete Reformplan ist inzwischen vom Kongreß genehmigt worden. Wie wir hören, gedenkt Herr Lauro Müller die Neuorganisation aber erst im April durchzuführen. In diesem Zeitpunkt also erst werden auch die von vielen mit Spannung erwarteten Neuernennungen erfolgen. Wichtig werden dürfte vor allem die Schaffung einer handelspolitischen Abteilung. Das Fehlen einer solchen Abteilung hat es unserer Regierung bisher unmöglich gemacht, an den Abschluß von Handelsverträgen zu denken, der in mancher Beziehung höchst wünschenswert wäre. Aber solange die statistischen und sonstigen Grundlagen fehlen, darf eine gewissenhafte Regierung sich in Handelsvertragsverhandlungen nicht einlassen, weil sie sonst Gefahr läuft, vitale Interessen unserer Volkswirtschaft zu gefährden. Wir haben bereits bei der Ernennung des neuen Ministers die Ansicht ausgesprochen, daß seine vornehmste Aufgabe in dem Ausbau unserer Handelsbeziehungen bestehen müsse. Herr Lauro Müller scheint entschlossen zu sein, in dieser Richtung zu arbeiten, obwohl sich laute und in die Augen fallende Erfolge damit nicht erzielen lassen.

Das Palais Isabel in Petropolis, die prächtige, von einem ausgedehnten Park umgebene frühere Sommerresidenz der Prinzessin Isabel, Gräfin von Eu, das eine Zeit lang von der deutschen Gesandtschaft und später von der nordamerikanischen Botschaft bewohnt wurde, ist von einer Gruppe von Katholiken angekauft und dem päpstlichen Stuhl geschenkt worden, um dem jeweiligen apostolischen Nuntius als Residenz zu dienen. Nachdem die erforderlichen Umbauten vorgenommen und eine Hauskapelle angebaut worden war, wurde das Palais vorgestern durch den Kardinal-Erzbischof D. Joaquim Arcoverde und die Kommission dem Nuntius Msgr. Giuseppe Avesa übergeben.

2 Contos Belohnung. Am 17. November verschwand in geheimnisvoller Weise der Minderjährige Luiz Coelho, der in einem Geschäft in der Rua dos Ourives angestellt war und in einer Pension in der Rua Municipal wohnte. Zuerst dachte man an einen Mord, veranlaßt durch pervers-sexuelle Motive. Beschuldigt wurde ein Neger, ein berüchtigter, unter dem Spitznamen „Bahia“ bekannter Dieb, den die Polizei auch verhaftete. Bahia wußte sein Alibi aber in so einwandsfreier Art nachzuweisen, daß er wieder aus der Haft entlassen werden mußte. Bis jetzt ist es der Polizei nicht gelungen, auch nur die geringste Spur von dem Verschwundenen zu finden. Die in Rio Grande do Norte wohnhafte Familie Coelho hat sich nun entschlossen, eine Belohnung von 2 Contos für seine Wiederauffindung auszusetzen, in der Hoffnung, unsere polizeilichen Sherlock-Holmes dadurch zu eifrigerer Tätigkeit anzuregen.

Schiffsjungenschule in Pirapora. Die Bundesregierung hat in Pirapora, wo die Zentralbahn den Rio São Francisco erreicht, und von wo

aus dieser Strom bis zu den Paulo Affonso-Fällen dauernd schiffbar ist, mit erheblichen Kosten eine Schiffsjungenschule errichtet, die bisher weder eingeweiht noch mit Zöglingen besetzt wurde, obwohl die Gebäude schon längst fertiggestellt wurden. Nun kommen telegraphische Nachrichten aus Minas, daß die Baulichkeiten völlig verlassen seien und daß die Ortsbehörden von Pirapora schon in Bello Horizonte mit der Staatsregierung dieserhalb verhandelt hätten. Der Marineminister und der Finanzminister, dessen Heimatstaat ja an der Schule besonders interessiert ist, haben sich infolgedessen entschlossen, in den nächsten Tagen nach Pirapora zu reisen, um sich aus eigener Anschauung von dem Zustand der Gebäude zu überzeugen. Auf das Ergebnis dieser Reise sind wir einigermaßen gespannt. Mitte Juli befanden sich die eben erst fertiggestellten Gebäude nämlich noch in tadellosem Zustande, und wir vermögen nicht zu begreifen, wie sie seitdem so verwahrlost sein können, daß Staats- und Bundesregierung alarmiert werden müssen.

Baumpflanzungen in Rio. Unsere Bundeshauptstadt gehört entschieden zu den Großstädten, deren Straßen und öffentliche Plätze im üppigsten Pflanzenflor prangen. Dazu trägt natürlich das Klima, das keinen Winter kennt und das auch im Sommer infolge des hohen Feuchtigkeitsgehaltes der Luft nicht einen Vegetations-Stillstand mit sich bringt, nicht wenig bei. Aber die Stadtverwaltung läßt es sich auch angelegen sein, diese Gunst des Klimas auszunützen, indem sie für ständige Neu- und Ersatzpflanzen sorgt. Nach dem Bericht des Gartendirektors Julio Furtado wurden im Jahre 1912 in Straßen und Parks und auf öffentlichen Plätzen 2589 Bäume gepflanzt. Das ist eine ganz stattliche Zahl, zumal es sich nicht um Setzlinge, sondern grossen Teils, um ganz ansehnliche Bäume handelte.

Der Krach in Bahia. Herr Luis Vianna scheint von dem Streit mit Herrn Seabra, dessen Folgen sich notwendigerweise auf die gesamte politische Lage des Landes erstrecken werden — denn es ist leicht möglich, daß die sogenannte konservativ-republikanische Gesamtpartei darüber in die Brüche gehen wird — nicht sonderlich angegriffen zu sein. Er behält vielmehr hier in Rio seine alten Lebensgewohnheiten so unverändert bei, als ob nichts vorgefallen wäre. Für den alten Kampfhahn ist das Ganze offenbar nur ein amüsantes Intermezzo, und daß dabei die verschiedensten Interessen seiner Parteifreunde gefährdet werden, das stört Ehrenmänner seines Kalibers nicht. Er scheint entschlossen zu sein, den Sack voller Geheimnisse zu öffnen, die er während seiner Intimität mit Herrn Seabra und Genossen erfahren hat. Da werden hochinteressante Sachen ans Licht kommen, nichts freilich, was geeignet wäre, den Ruhm des Herrn Seabra und überhaupt des ganzen herrschenden Klüngels zu vermehren. Im Gegenteil werden wir bis in die intimsten Einzelheiten über die Geschichte der „Thronbesteigung“ des früheren Verkehrsministers unterrichtet werden, zur heillosen Blamage für die „Befreier“. Die Archive der Parteifreundschaften haben eine gewisse Ähnlichkeit mit den Archiven der großen Halbweltlerinnen: in ihnen wird manch kompromittierender Brief, manch merkwürdiges Dokument aufbewahrt, Erklärungen, die viele äußerlich höchst ehrenwerte Leute in ihrer wahren Gestalt zeigen. Andererseits wird auch Herr Seabra nicht verabsäumt haben, sich eine Sammlung anzulegen, mit der er nunmehr aufwarten wird. Aber er befindet sich entschieden im Nachteil, denn Herr Luis Vianna ist schon so oft in einer Weise, die ihm anderwärts sofort politisch tot gemacht hätte, bloßgestellt worden, daß er völlig abgeblüht ist. Hr.

Seabra aber, der sich stets bemühte, den Elirpusse- ligen zu markieren, wird die Bloßstellung unangenehm empfinden. Auf jeden Fall dürfen wir auf pikante Dinge gefaßt sein.

Herr Mario Hermes da Fonseca, Leutnant, Bundesdeputierter und Präsidentensohn, hat sich mit Entschiedenheit auf die Seite des Gouverneurs von Bahia gestellt, mit ihm die Mehrzahl der Bahianer Bundesdeputierten. Nicht gefolgt ist ihnen aber Hr. Raphael Pinheiro, der solange zu den Intimisten des „Zarewitsch“ gehörte, was dem jugendlichen Führer der Bahianer Kammermitglieder Anlaß zu folgendem Telegramm an Herrn Seabra gab: „Angesichts der unangebrachten Haltung, die der Deputierte Raphael Pinheiro gegenüber den letzten, eine Konferenz der Bahianer Deputierten veranlassenden Ereignissen angenommen hat, befrage ich Sie in meiner Eigenschaft als Führer, ob ich ihn als aus der Gruppe ausgeschieden betrachten soll, da er nicht mehr das Vertrauen der Partei verdient. Ich für meinen Teil betrachte ihn bereits als außerhalb unserer Vereinigung stehend.“ Herr Mario Hermes hat das Beispiel seines Freundes Seabra famos kopiert. Dieser hat bekanntlich auch erst aus eigener zarischer Machtvollkommenheit Herrn Luis Vianna herangeworfen und dann den Parteivorstand um Rat gefragt, der natürlich nicht anders konnte, als das Geschehene gutheißen. So erklärt auch der Leutnant Mario seinen ehemaligen Freund Raphael zunächst als vor die Tür gesetzt, um dann hinterher den Rat der zuständigen Stellen einzuholen. Wie werden sich dazu aber die übrigen „Kammer-Kadetten“ stellen, die nicht Deputierte für Bahia sind und denen Herr Raphael ein teurer Freund und Bundesgenosse war? Man sieht, wie das Ereignis schon weitere Kreise zu ziehen beginnt.

Bereits sucht auch die gewaltsam niedergeworfene Bahianer Opposition, die Gruppe des Ruy Barbosa und Konsorten, aus dem Streit ihrer Gegner Kapital zu schlagen, gemäß dem alten Spruche, daß, wenn zwei sich zanken, sich der dritte freut. Eine der gestürzten Größen, der frühere Senator Severino Vieira, hat an die „Noite“ telegraphiert, daß im Bahianer Munizip São Gonçalo die Wahlakten für die am 12. d. M. stattfindenden Wahl bereits am Mittwoch fix und fertig und vorschriftsmäßig unterzeichnet waren. Die Freunde des Herrn Vieira haben es, als sie noch das Heft in den Händen hatten, bekanntlich auch nicht anders gemacht, und wer weiß, ob Herr Vieira jemals Senator geworden wäre ohne diese fast im ganzen Laude übliche Wahlmogelei! Aber das schadet nichts: das Publikum ist vergeblich, und um Stimmung gegen die „Befreier“ des großen Staates zu machen, ist das Mittel natürlich ausgezeichnet.

Die Landstreitkräfte im Jahre 1913. Der Bundespräsident hat das Gesetz sanktioniert, durch das der Sollbestand des Heeres für das Jahr 1913 festgelegt wird. Demnach besteht das Heer aus den Offizieren, deren Zahl durch die Gesetze vom 4. Januar 1908 und vom 6. Januar 1910 bestimmt ist, aus den Offizierspiraten und aus den Militärschülern sowie aus 31.825 Mann einschließlich Unteroffizieren. Die Regierung wird ermächtigt, für die Manöver bis zu 20.000 Reservisten erster Klasse einzuberufen. Natürlich werden auch in diesem Jahre die 31.825 Mann auf dem Papier stehen bleiben und das Kriegsministerium wird froh sein, wenn es 18.000 Mann unter den Waffen hat. Zwar bestimmt das Gesetz vom 8. Mai 1908, auf das auch das neue Gesetz ausdrücklich Bezug nimmt, daß jeder Staat zu dem vom Kongreß festgesetzten Sollbestand des Heeres Mannschaften im Verhältnis zur Zahl seiner Vertreter in der Deputiertenkammer zu

stellen habe, aber die gegenwärtige Regierung ist ganz gewiß nicht diejenige, die die Kraft hat, diese Bestimmung durchzuführen. So wird, wie bislang, das für 31.825 Mann bewilligte Geld für 18.000 Mann verwendet, bezw. auf andere Weise ausgegeben werden. Der allgemeinen Dienstpflicht aber kommen wir auch nicht um einen Schritt näher.

Isolierhospital für Einwanderer. Der Generaldirektor des Sanitätswesens, Dr. Carlos Seidl, hat dieser Tage die Blumeninsel besucht, um sich von dem Stande des Sanitätsdienstes in der Einwandererherberge zu überzeugen. Er hat die sanitären und hygienischen Einrichtungen in gutem Zustande befunden, kam aber zu der Erkenntnis, daß es unumgänglich notwendig sei, ein eigenes Isolierhospital für an ansteckenden Krankheiten leidende Einwanderer zu errichten. Er schreibt darüber an den Minister des Innern: „Ich sehe mich genötigt, den Antrag, den ich schon im Vorjahre als Direktor des Isolierhospitals von S. Sebastião stellte, in diesem Jahre zu erneuern, daß nämlich der Landwirtschaftsminister veranlaßt werde, ein eigens für die Einwanderer bestimmtes, unter Verwaltung der Einwandererherberge stehendes Isolierhospital zu errichten. Aus Berichten des Dr. Raul David de Sanson, der auf der Blumeninsel mit der Trachoma-Propylaxe betraut ist, geht hervor, daß die Isolierung leicht erfolgen kann, und heute, nachdem ich die Frage persönlich studiert habe, versichere ich Eurer Exzellenz, daß ein solches Hospital nicht nur angebracht, sondern unumgänglich notwendig ist. Für diesen Zweck eignet sich die der Bundesregierung gehörige Ilha dos Ananaes, der Blumeninsel gegenüberliegend und durch einen schmalen Kanal von ihr getrennt. Die Tatsache, daß in Städten und Ortschaften des Innern durch die Einwanderer neue Krankheiten eingeschleppt werden, ließe sich vermeiden, wenn das Hindernis eines gut organisierten Isolierungsdienstes bestände. Das Trachoma, das heute eine ständige Rubrik in der brasilianischen Krankheitsstatistik bildet, ist eine importierte Krankheit, und diejenigen, die es uns dank der geringen Vorsicht einschleppen konnten, scheuen sich heute nicht, Brasilien das Trachoma-Land zu nennen. In den Vereinigten Staaten gehen die Maßregeln gegen die Einschleppung dieser Krankheit soweit, daß jeder Ankömmling, und sei er auch Passagier erster Klasse, zurückgewiesen wird, der auch nur eine Hyperämie aufweist. Die Masern sind nenerdings in sehr schwerer und ungewohnter Form bei uns aufgetreten, eingeschleppt durch die Einwanderer. Die Errichtung eines Isolierhospitals bei der Einwandererherberge, wie sie auch von den Ärzten gefordert wird, ist also dringend notwendig. Das Fehlen eines solchen hat nebenbei auch eine Ueberlastung unseres einzigen Isolier-Hospitals, dessen von S. Sebastião, hervorgerufen, wo in der ersten Dezemberhälfte nicht weniger als 185 Personen von der Blumeninsel eingeliefert wurden, davon 101 allein am 8. Dezember. Das Gesundheitsbild der Bundeshauptstadt wird beeinträchtigt durch Todesfälle von Diphtherie, Genickstarre usw., die infolge Fehlens eines Isolierhospitals bei der Einwandererherberge im Hospital von S. Sebastião und also in der Bundeshauptstadt vorkamen; obwohl sie mit Rio eigentlich nichts zu tun haben.“ Es steht außer Zweifel, daß der Landwirtschaftsminister der im Bericht des Dr. Carlos Seidl an seine vorgesetzte Behörde gegebenen Anregung Folge leisten wird, schon im Interesse der Einwanderer selbst.

Die Unsicherheit in Rio wird immer größer. Daß die Diebe des Nachts im Stadtzentrum in

die Häuser dringen und daß sie in den Vororten, wo die polizeiliche Bewachung sehr mangelhaft ist, auch bei Tage einbrechen, ist ja etwas Altgewohntes. Wenn aber am hellen Tage eine Wohnung in der Rua São José ausgeplündert wird, so muß man das als ein Novum in den Leistungen unserer Polizei bezeichnen, das uns für die Zukunft recht angenehme Zustände verspricht. Im Hause Nr. 166 der genannten Straße, also mitten im Zentrum der Stadt, hat ein Herr Malerme Wohnung und Geschäft. Die Diebe drangen in die Wohnung und nahmen Schmucksachen, Wäsche usw. im Werte von etwa 5 Contos mit. Als Herr Malerme, dessen Familie einen Spaziergang unternommen hatte, aus den Geschäftsräumen in die Wohnung kam, fand er sie ausgeleert. Die Polizei sucht natürlich die Diebe, aber finden wird sie sie nicht.

Einen vielverheißenden Anfang hat die Tätigkeit des Zivilpolizisten Nr. 160 von der Reserve-Abteilung, Luis Rodrigues de Amorim, genommen. Der junge Mann, der sich noch im Probendienst befindet, wurde gestern Abend in die Rua São Jorge kommandiert. Diese Straße gehört bekanntlich zu den „amüsanten“ Straßen Rios und ist allerdings für den Probendienst eines jugendlichen Polizisten nicht sonderlich geeignet. Für die Dämchen jenes Viertels bestehen 1001 allgemeine und besondere Vorschriften, die aber zum großen Teil auf dem Papier stehen bleiben müssen, wenn anders man dieses sehr weltliche nicht in ein sehr kirchliches Kloster verwandeln will, wodurch natürlich der „Zweck der Übung“ verfehlt würde. Der Takt und die Umsicht, um zu ermessen, welche Vorschriften er anwenden und welche er vergessen muß, fehlt einem Anfänger im Dienste der öffentlichen Sicherheit ganz selbstverständlich. So kann es nicht Wunder nehmen, daß Amorim, der sein Reglement gut auswendig wußte, über die Stränge schlug. Als die im Hause Nr. 45 der Rua São Jorge wohnende russisch-polnisch-jüdische Gedel Zieg Hops tat, was in der ganzen Straße getan wird, als sie nämlich zum Fenster hinaussah, um Kunden anzulocken, näherte sich der Reserve-Schutzmann und gebot ihr, sich zurückzuziehen. Das steht freilich im Reglement, aber Fräulein Hops war nicht gewillt, sich ihr Geschäft verderben zu lassen, und hielt dem Polizisten vor, daß das doch nicht gut gehe. Dieser Widerstand gegen seine geheiligte Autorität versetzte Amorim in solche Wut, daß er Gedel mit seinem „heiligen Benediktus“ auf den Arm schlug. Der geschlagenen Landsmännin, Freundin und Berufsnossin kamen die Nachbarinnen aus Nr. 43, Sarah Rosenbaum und Maria Stefani, mit bedeutendem Zungenschwall zu Hilfe. Aber je mehr sie redeten, desto wütender wurde der Reserve-Schutzmann Nr. 160. Er schlug blindlings mit dem Polizeiknüttl auf die drei Weiber los, bläute ihnen den Busen und die Hände, und als Vorübergehende sich ins Mittel legen wollten, da zog er sein Dienst-Schießeisen und erklärte strahlend vor innerer Befriedigung, daß er in Ausübung seiner Pflicht keine Rücksicht kenne. Schließlich lief jemand zur Polizeiwache des 4. Bezirkes, von wo eine Patrouille kam und den dienst-eifrigen Reservisten ablöste. Er wurde, nachdem die verprügelten Weiber gegen ihn ausgesagt hatten, der Inspektion der Zivilpolizei vorgeführt, die wohl auf seine weiteren Dienste verzichten wird.

Die „Imprensa“ das Organ des Senators Alcindo Guanabara, hat am 10. d. M. mit ihrer 1.831 Nummer aufgehört zu erscheinen. Am Kopfe der letzten Nummer gab Herr Alcindo Guanabara als Vorsitzender der Aktiengesellschaft „Progresso“ folgende Erklärung ab: „Da es nicht den Interessen der Aktiengesellschaft „Progresso“, die ein rein kaufmänni-

sches Unternehmen ist, dient, ein rein politisches Organ wie die „Imprensa“ weiterzuführen, so haben die Aktionäre in der außerordentlichen Generalversammlung vom 7. d. M. beschlossen, das Erscheinen des Blattes einzustellen, was heute geschieht. Die Liquidation der Aktiva und Passiva erfolgt durch die genannte Gesellschaft, die den Betrieb ihrer graphischen Etablissements in der Senador Pompeu 11, 13, fortsetzt.“ Gewissensbedenken der Aktionäre sind natürlich nicht der wahre Grund für das Eingehen des Blattes, sondern die mangelnde Rentabilität. Trotzdem die Aufmachung der „Imprensa“ gar nicht übel war und trotzdem sie oft recht interessante Dinge veröffentlichte, trotzdem die Mitarbeit ihres Leiters zuweilen sogar hochbedeutsam war, vermochte sie doch nicht die Gunst des Publikums zu gewinnen. Wem aber die fehlt, dem fehlt auch das Lebenselement der modernen Zeitung: die Fülle der Inserate. Den letzten Stoß dürfte dem Blatte die allzu große Regierungsfreundlichkeit gegeben haben. Wenn ein Blatt allzu lebhaft fast alle Akte einer unpopulären Regierung verteidigt, wie es die „Imprensa“ tat und die „Folha do Dia“ noch tut, dann wird es von der öffentlichen Meinung glatt abgelehnt. Da helfen auch alle Anstrengungen in anderer Richtung nichts. Und obendrein sind speziell unter dieser Regierung auch für die befreundeten Blätter die Zahlungen für die Veröffentlichung von Botschaften usw. recht rar geworden. So kam eines zum andern, um die Aktionäre der Gesellschaft Progresso bedenklich zu machen und die schon seit einiger Zeit erwartete Sistierung herbeizuführen. Wir bedauern aufrichtig, daß die „Imprensa“ so zu Grunde gehen mußte.

Eine Lektion für die Yankees. Die Argentinier haben sich in der Auswärtigen Politik uns im Allgemeinen von jeher überlegen gezeigt. Das kommt daher, weil sie nüchtern und praktisch mit der Realität der Dinge rechnen und nur darauf bedacht sind, möglichst viele Vorteile für ihr Land herauszuschlagen. Brasilien aber neigt darin — trotz der deutschen Gefahr! — Deutschland nicht unähnlich zu phantastischer Schwärmerei, zum uferlosen Idealismus, zur zartesten Rücksichtnahme auf das Recht der anderen, die auf unser Recht doch auch keine Rücksicht nehmen. Unsere geringe Befähigung für die Realpolitik zeigt sich so recht in dem Verhalten, das wir den Yankees gegenüber befolgen. Zwar ist die Yankeebegeisterung glücklicherweise nicht mehr so allgemein, wie zu Zeiten der

Reise des Staatssekretärs Elihu Root und der Botschaftertätigkeit Joaquim Nabucos. Aber dennoch sind noch immer weite Kreise der Ansicht, daß uns vom Handinhandgehen mit den Nordamerikanern, das heißt in Wirklichkeit in ihrer Gefolgsnamenschaft, das Heil kommen werde, der Schutz vor der deutschen, und anderen eingebildeten Gefahren. Da ist es ganz heilsam, wenn wir gelegentlich auf das Beispiel der Argentinier hingewiesen werden. Die „Nacion“ von Buenos Aires veröffentlichte soeben wieder einen Artikel, in dem sie den Yankees die Meinung sagt. Das angesehene argentinische Blatt führt aus, daß Brasilien und Argentinien zwei der besten Kindern der Vereinigten Staaten seien, trotzdem aber von den Yankees mit einer Verachtung behandelt würden, als seien sie nichts wert. Der nordamerikanische Kongreß habe sich mit der Südamerika-Schliffahrt in einer Weise beschäftigt, die man nicht anders bezeichnen könne, denn als Größenwahn. Die Folge von dem sei, daß der Handel der Vereinigten Staaten nach Südamerika im allgemeinen nicht zunehme, vor allem nicht im Verhältnis zu der wachsenden Einfuhr der südamerikanischen Republiken. Der englische, der deutsche, der französische Südamerikahandel hingegen seien in steter Steigerung begriffen. „Wollen, so schließt die „Nacion“, die Vereinigten Staaten Südamerika etwa auf diese Weise an sich fesseln?“ Die Frage ist berechtigt, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß es den Yankees in den letzten Jahren nicht mehr gelungen ist, moralische Eroberungen unter den Völkern Lateinamerikas zu machen. Sie haben gar zu oft das wahre Gesicht ihrer Politik in den Ländern nördlich des Panama-Kanals enthüllt, als daß sie in den Ländern südlich des Isthmus noch auf Vertrauen rechnen könnten. Wir glauben auch nicht, daß die demokratische Regierung des Herrn Wilson viel ändern wird, denn der Imperialismus der Herren Root und Knox, Roosevelt und Taft war zweifellos getragen von dem Willen des mächtig emporstrebenden, in seiner Jugendkraft übersehäumenden Volkes. Südamerika tut gut, nicht auf eine neue Richtung der auswärtigen Politik Nordamerikas zu rechnen, sondern sich gegen die Gelüste des Imperialismus zu rüsten. Was das Emporkommen der demokratischen Partei bedeutet, das ist allenfalls ein Wechsel der Tonart. Die Melodie aber wird dieselbe bleiben.



„Original-Pieper“-Waffen

(Jagdgewehre, halbautomatische Carabiner, automatische Pistolen, Munition für automatische Pistolen)

sind die besten u. tragen als Stempel der Echtheit nebenstehende Schutzmarke, sowie unsere volle Firma

Anciens Etablissements Pieper

(Société anonyme) HERSTAL - lez - Liège

Kataloge und Broschüren gratis und franco.

Verkauf unserer Fabrikate durch alle Waffenhandlungen.

Allerlei aus Europas Pandora-Büchse.

(Von unserem Spezial-Korrespondenten.)

Berlin, den 12., 12., 12., um 12 Uhr mittags
auf Postamt 12 aufgegeben.

Ich empfehle den verehrten Lesern, sich meinen heutigen Brief als Kuriosum aufzuheben, zumal sie ja nicht wissen können, ob ich am 2. 2. 1922, dem nächsten Termin, an dem eine derartige Ziffern-Konstellation möglich ist, überhaupt noch Korrespondenzen schreibe. Journalisten pflegen bekanntlich als Rentner zu sterben!

Als Ereignis von hoher politischer Bedeutung ist die in der Berichtswoche gleichzeitig in Berlin, Wien und Rom bekanntgegebene unveränderte Erneuerung des Dreibundvertrages schon dadurch gekennzeichnet, daß die näheren Umstände dieser Veröffentlichung einen deutlich demonstrativen Charakter verleihen. Da der Vertrag erst Ende Juni 1914 abläuft, und nach den Vereinbarungen stillschweigend fortbesteht, falls nicht ein Jahr zuvor gekündigt wurde, und da man weiter seit 1907 die Form der stillschweigenden Verlängerung gewählt hatte, kann und wird diese formelle Verlängerung außerhalb der Frist nur als deutlicher Wink betrachtet werden. Daß dieser Wink nach Petersburg gerichtet ist, geht aus dem Vertrage selbst hervor, der schon in seinem ersten Artikel klar und deutlich von den gegenseitigen Pflichten der Kontrahenten im Falle eines russischen Angriffes spricht.

Auch wenn also die Tatsache der gewaltigen Truppenkonzentrationen an den russischen und österreichischen Grenzen verheimlicht werden könnte; und auch wenn man die ungewöhnlich schneidige Form, in der unser sonst so philosophisch abgeklärter Kanzler vor dem Reichstage die Eventualität des „Fechdens“ in den Bereich der Möglichkeit rückte, für eine nervöse Entgleisung ansehen wollte, könnte schon diese Veröffentlichung zeigen, daß der politische Himmel nichts weniger denn klar ist.

Tatsächlich rücken ja auch die bevorstehenden Friedensunterhandlungen in London, die, nach den demütigenden Bedingungen des Waffenstillstandes zu schließen, eine völlige Neugestaltung der Balkankarte auf Kosten des Osmanenreiches einleiten werden, den Termin immer näher, wo die widerstreitenden Interessen der Mächte ein entscheidendes Eingreifen erheischen, wo sich also zeigen muß, ob ein friedlicher Ausgleich der bestehenden Gegensätze möglich ist oder nicht.

Die Situation ist also angesichts der Dinge, die auf dem Spiele stehen, atembeklemmender als je, dies aber trotz des erleichternden Senfzers, den Hr. v. Kiderlen im Reichstage mit seinem nachdrücklichen Hinweis auf die wachsende Intimität der deutsch-englischen Beziehungen auslöste. Ist doch ein standhaft neutrales England im Augenblicke noch der einzige Hoffungsanker der europäischen Friedensfreunde.

Freilich könnte man an solche standhafte Friedensliebe noch besser glauben, wenn nicht der diskrete, aber um so erbitterte Kampf um das Reich Neptuns zwischen beiden Ländern unentwegt weitergeführt würde. Ein grelles Schlaglicht auf die diesbezüglichen Meinungen und Bestrebungen der Engländer warf der immerhin überraschende Antrag der kanadischen Regierung, das dortige Parlament möge dem Mutterlande 7 Millionen Pfund Sterling zum Bau von 3 Dreadnoughts zur Verfügung stellen, sowie vor allem das Memorandum der englischen Admiralität, welches zur Begründung dieses Antrages vorgelegt wurde. Es stellt fest, daß

die Entwicklung der deutschen Seemacht in den letzten 15 Jahren in tatsächlich verblüffendem Tempo vor sich gegangen ist, und daß England, wenn es seinen bekannten Zweimächte-Status erhalten will, allen Ernstes an die Milhilfe seiner Kolonien appellieren muß. Ist doch die deutsche Seemacht seit 1898, wo sie aus 3 großen und 28 kleinen Kreuzern, sowie 113 Torpedobooten bestand, derartig gewachsen, daß sich, abgesehen von der erheblich erhöhten Aktionsbereitschaft, bei Beibehaltung des jetzigen Bautempos unsere Flotte im Jahre 1920 aus 41 Linienschiffen, 20 großen und 40 kleinen Kreuzern, 144 Torpedo- und 72 Unterseebooten zusammensetzen wird. Kein Wunder, daß sich England schon jetzt genötigt sah, die Zahl seiner Auslands-Stationsschiffe von 160 auf 76 zu verringern, um den Machtstatus in den heimischen Gewässern aufrecht erhalten zu können. Auch hier bereitet sich also ein Konflikt vor, der nach menschlicher Voraussicht früher oder später zur Machtprobe drängt!

Vorläufig verschafft uns die betont friedliche Haltung Englands immerhin die Beruhigung dämpfenden Einflusses auf die Unternehmungslust seiner politischen Compagnons, und so kann es uns nur recht sein, daß man in Paris allen Ernstes mit dem Bundesbruder an der Themse schmollt. Besonders hat es die französische Presse auch böse verschmüpft, daß das merkwürdige und vorerst noch ganz unverständliche Gebilde der Botschafterkonferenz zugleich mit den Friedensdelegierten der Balkanstaaten in London, und nicht an der Seine zur Schau gestellt werden soll. Das gilt natürlich als Erfolg deutscher Diplomaten-Intrigue, wird zugleich aber auch als kalmierender Beweis für die Unzuverlässigkeit der englischen Bundestreue registriert. Man zieht Parallelen zwischen Triple-Entente und Dreibund, mit denen wir ganz zufrieden sein können.

Auf der Suche nach Lichtpunkten am verdunkelten politischen Horizont klammert sich übrigens unser verschüchterter Optimismus bereits an Dinge, denen wir zu anderen Zeiten gewiß gar keine Bedeutung beimessen würden. So hat die Tatsache, daß in Oesterreich der Kriegsminister zugleich mit seinem Generalstabschef ersetzt wurden, der hoffnungsvollen Ansicht Vorschub geleistet, daß man unmöglich unmittelbar vor kriegerischen Entwicklung stehen könne. Gewisses weiß aber natürlich niemand, zumal nicht einmal die Gründe für diese bedeutsame Entschliebung des Thronfolgers bekannt wurden. Die offiziöse Presse stellt den Wechsel in den beiden hohen militärischen Ämtern, und besonders die Wiederernennung des Freiherrn v. Hötzendorf einfach als Maßregel jener Vorsicht hin, die in Augenblicken der Spannung den allerbesten Mann an der Stelle sehen will, den bisher der beste inne hatte. Andere wieder betrachten diese Ernennung als einen Sieg der Draufgänger über die Friedensfreunde, und erinnern daran, daß Hötzendorf von jeher als Mann der scharfen Tonart galt. Qui vivera, verra! Fest steht nur, daß der neue Generalstabschef seinerzeit den gleichen Posten aufgab, weil das Kriegsministerium ihm eine für Rüstungszwecke geforderte Summe beschnitten hatte, und weil seine Amtsführung geeignet erschien, die österreichisch-italienischen Differenzen zu verschärfen.

Man wird es bei gegenwärtiger Lage verstehen können, daß nach Meldungen aus Christiania diesmal von der Verleihung des Nobelschen Friedenspreises Abstand genommen wurde. Es wäre Holm gewesen, hätte man anders handeln wollen.

Übrigens möchte ich gleich in diesem Zusammenhang registrieren, daß der Friedenspreis für Li-

teratur — er beträgt diesmal 193.000 Franken dem Dichter der „Weber“, Gerhart Hauptmann, als gewiß willkommenes Nachtragsgeschenk zum 50. Geburtstage zufiel. Er hat Preis und Medaille gestern persönlich in Christiania entgegengenommen.

Man wird es Herrn von Bethmann-Hollweg bei der Last der internationalen Verantwortung, die gerade gegenwärtig auf ihm ruht, nicht weiter übelnehmen können, daß er sich sogar seiner „übergeordneten Stelle“, dem Zentrum gegenüber mit jener Wurstigkeit wappnet, an die sonst nur die Parteien der Linken bei ihm gewöhnt waren. Er hat bei den Herren von der nächtlichen Kulör ins Fettaßchen getreten, indem er die von der Bayerischen Regierung provozierte Interpretation des Jesuitengesetzes durch den Bundesrat in einer Form präsentierte, die den Herrschaften trotz allen Entgegenkommens nicht zusagt. Der Bundesrat legt die qu. Verordnung von 1872 dahin aus, daß den Jesuiten jede seelsorgerische Tätigkeit in Deutschland, nicht aber die, wenn man so will, zivile Betätigung durch Verträge etc. verboten sei. Darob natürlich neuer Sturmhauf gegen das „Ausnahmegesetz“ (das man notabene den Sozialisten seinerzeit verschaffen verhalf!) und neuer Protest gegen den Kulturkampf, dem aber der Kanzler in der „N. Allg. Ztg.“ mit der nicht humorlosen Erklärung begegnete, wenn das Zentrum einen neuen Kulturkampf wünsche, so müsse es sich den Gegner suchen.

Sicher ist G. s. D., daß wir trotz allen Geschreis vorerst die Jesuiten noch nicht wiederbekommen werden, denn selbst die Konservativen haben dem Zentrum in dieser Frage eine blanke Absage erteilt. Ihr Führer v. Heydebrand, der bekannte ungekrönte König von Preußen, erklärte auf einem Parteitage in Dresden, daß seine Freunde niemals in eine Abschwächung oder Aufhebung des Jesuitengesetzes willigen würden. Die klerikale „Germania“ quittierte zwar durch eine Mütze voll Grobheiten, doch werden sich die edlen Brüder schon wieder vertragen. Denn ihre Machtstellung hängt von ihrer Einigkeit ab.

Das Petroleum-Monopol, welches den Reichstag in erster Lesung beschäftigte, fand trotz des gerade im gegenwärtigen Augenblicke wirksamen Hinweises auf die Eventualität eines Krieges eigentlich bei keiner Partei die im Grunde erwartete sympathische Aufnahme. Obwohl nahezu alle Redner mit dem Regierungsvertreter, dem Staatssekretär der Finanzen, Kühn, grundsätzlich darin übereinstimmen, daß Maßnahmen gegen die Beherrschung des deutschen Leuchtöl-Marktes durch die Standard Oil Co. geboten seien, zeigte eigentlich nur die Fortschrittspartei — aber auch sie mit Vorbehalt — Neigung, den von der Regierung gewünschten Weg zu beschreiten. Selbst die Sozialdemokraten, bei denen man schon aus programmatischen Gründen nicht auf blanke Absage gefaßt zu sein brauchte, sprachen sich, obwohl zur Mitarbeit zu einer Umgestaltung auf dem Kommissionswege bereit, prinzipiell gegen eine Umwandlung des bestehenden Privat- in ein Bankmonopol aus, und erklärten, daß die durch Verstaatlichung der Kohlenbergwerke, Wasserkrafts und Elektrizitätsunternehmungen anzustrebende Verbilligung anderer Lichtquellen der ihres Erachtens einzig richtige Weg zur Unschädlichmachung der allmächtigen amerikanischen Gesellschaft sei. Von einem Bankmonopol, d. h. von der Uebertragung des Handelsrechtes auf eine Großkapitalistengruppe erwarten sie trotz aller gegenteiligen Versicherungen und trotz der sicheren Maßregeln, welche die Regierung vorschlägt, eine Verteuerung des Leuchtöls für die Konsumenten. Im

wesentlichen befanden sich die Sozialdemokraten hierbei in derartiger Uebereinstimmung mit den Rednern der Ordnungsstützen, daß man von vorneherein überzeugt sein kann, daß dieses Gesetz, wenn überhaupt, dann in ganz wesentlich anderer Form, als es vorliegt, den Jungbrunnen der Kommission verlassen wird. Wahrscheinlicher aber noch blüht im Vergessenheit im Aktenstaub.

Als eine besondere Unklugheit der Regierung erwies sich der Versuch, die von allen Parteien geforderte, verbesserte Veteranenfürsorge als Vorspann für das Petroleum-Monopol zu benutzen. Die Erklärung der Regierung, sie beabsichtige den Reichsgewinn aus dem Monopol-Kontrakte in erster Reihe zugunsten der Veteranen zu verwenden, fand einmütigen und sehr energischen Widerspruch. Man lehnte es ab, eine lang versäumte Ehrenpflicht des Vaterlandes aus schwankenden Zufallsgewinnen zu erfüllen und forderte die Bereitstellung fester Summen, als deren beste Quelle ein Fortschrittsredner unter bekniffenem Schweigen der Agrar-Edelsten die Reichserbschaftssteuer bezeichnete.

Quia non movere, das für die deutsche Politik von Bismarck geheiligte, aber nur zu oft im Parteiinteresse mißbrauchte und mißdeutete Staatsprinzip des Sallust gilt den Herren Agrariern immer da für unantastbar, wo ihre überkommenen „Rechte“ bedroht sind. Heute ist es ihr Recht auf ungeschmälerten Latifundienbesitz, das ihre oft recht schwachen lateinischen Kenntnisse auffrischt, morgen ist es vielleicht die Furcht um den Fortbestand angestammter Herrenrechte, die sie quia non movere und die mecklenburgische Verfassung immer wieder ablehnen läßt. Jawohl, das Land mit den Ochsenköpfen — im Wappen ist bis auf weiteres wieder einmal der Gefahr einer Verfassung entgangen. Die Ritterschaft hat die bezügliche Regierungsvorlage zum zweiten Male abgelehnt und das glückliche Mecklenburg bleibt was es ist, die Hochburg der letzten Ritter Europas.

Zum Schlasse noch eine unpolitische Sensation: die Verhaftung Brunings in Kanada. Der biedere Kassenbote, der es verstanden hatte, mit einem Griff 260.000 Mark zu „verdienen“, und dann so spurlos zu verschwinden, als wenn er nie gelebt hätte, genoß hier monatelang eine an Hochachtung grenzende Popularität, zumal die Polizei sein Bild sogar in den „Kientöppen“ zeigen ließ. Populär ist er freilich auch heute noch, aber die Hochachtung ist geschwunden, denn der Grundsatz der Spartaner: Man darf zwar stehlen, aber sich nicht kriegen lassen, hat in bemerkenswerter Zähigkeit die Zeiten überdauert. Der mit 260.000 Mark entwichene Bruning war seinen Mitbürgern ein Held, der wiedereingefangene aber, der noch dazu „sein“ Geld so schlecht verwahrt hatte, daß man es zum größten Teile wiederfand, ist diesen Leuten nichts anderes als irgendein beliebiger Langfinger. Und doch müßte es gerade umgekehrt sein. Wenn man liest, wie fabelhaft unsichtig und geistvoll dieser Mensch seinen Plan vorbereitet und durchgeführt hat, um schließlich dennoch an der trivialen Geschätzigkeit des einzigen Mitmenschen zu scheitern, dem er sich anvertraut hatte, so tut es einem ordentlich leid, daß soviel Scharfsinn nun hinter schwedischen Gardinen verkümmern soll.

Die Zukunft der Juden.

„Wieder einmal ist Israel in aller Munde. Wie der einmal beschäftigt die Frage nach der Zukunft der Juden weite Kreise der Bevölkerung in allen

Kulturländern, weil die Gegenwart jeden Tag „die Judenfrage“ uns wieder zum Bewußtsein bringt. Hier bricht sie lärmend hervor in Gestalt blutiger Pogrome oder unblutiger Plünderung der Judenhäuser, wie in Rußland oder in England; dort regt sie die Geister zu leidenschaftlichem Kampfe in Wort und Schrift auf, wie die Diskussion der nationaljüdischen Bewegung in der Zionistenpresse; dort endlich schwält die Flamme unter Kohlen weiter und wirft nur Funken heraus in den abertausend Reibereien, die in allen Ständen der Alltag bringt.“

Mit diesen Worten leitet einer der hervorragendsten deutschen Nationalökonomien, Prof. Dr. Werner Sombart, eine aufsehenerregende kleine Schrift ein, die er unter dem Titel „Die Zukunft der Juden“ im Verlage von Duncker & Humblot in Leipzig erscheinen ließ (Preis gebunden 2,50 Mark). Wir in Brasilien haben bislang keine Judenfrage. Die Sitte, sich um Nationalität und Religion seiner Mitmenschen zu kümmern, ist in einem Neulande, das auf die Einwanderung angewiesen ist und sie zu fördern sucht, wenig angebracht. Leidenschaften dieser Art treten nur gelegentlich in dem Entrüstungsrummel zutage, den unsere Nativisten gegen die Fremden im allgemeinen oder gegen die Deutschen im besonderen inszenieren. Aber das beschränkt sich meist auf die Großstädte und einen Teil der Presse und hat nicht viel auf sich. Mit religiösen Gegensätzen vollends hat es nichts zu tun. Der Lusobrasilianer ist in religiöser Beziehung sehr glücklich veranlagt: er ist, auch wenn er kirchlich fromm ist, nicht verfolgungssüchtig und läßt jeden nach seiner Fassung selig werden; er fragt nicht nach dem Glauben seiner Nachbarn, eine Frage, die in Deutschland z. B. so wesentlich ist, daß sich in vielen Gegenden danach sogar die geselligen Beziehungen regeln. Was speziell die Juden anbetrifft, so mag ja hinzukommen, daß der jüdische Typus unter dieser südlichen, stark mit Araber- und auch Judenblut gemischten Bevölkerung nicht so auffällt, wie unter germanischen, slawischen und keltischen Nordländern. Aber sicher ist, daß unter 1000 nichtjüdischen Bewohnern Rio de Janeiros oder São Paulos nicht 10 wissen, ob in einer dieser Städte eine Synagoge existiert. In Berlin oder München würde man unter 1000 Bewohnern umgekehrt nicht 10 treffen, die das nicht wissen. Das charakterisiert wohl hinreichend den Gegensatz zwischen europäischen und brasilianischen Verhältnissen.

Es mag somit müßig erscheinen, sich in Brasilien mit der Zukunft der Juden zu beschäftigen, ist es jedoch nicht. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß auch wir über kurz oder lang unsere Judenfrage haben werden. Die Einwanderung russischer und galizischer Juden, die sich früher fast ganz auf eine gewisse Weiblichkeit und ihren unwillkommenen Anhang beschränkte, hat in den letzten Jahren bemerkenswert zugenommen. Und erfahrungsgemäß ist es im letzten Drittel des neunzehnten und im beginnenden zwanzigsten Jahrhundert überall der Zustrom der östlichen Judentum gewesen, der die Judenfrage wieder akut machte. So erging es erst in Deutschland und Frankreich, dann in England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika. So geht es augenblicklich in Argentinien, wo jene Einwanderung älter und stärker ist als bei uns. Nach menschlichem Ermessen muß sich derselbe Prozeß auch in Brasilien abspielen. Wir haben also sehr wohl ein Interesse an der Zukunft eines Volkes, das in einer Talmudglosse zum 36. Psalm von sich selber sagt: „Ein Volk stehet auf, das andere verschwindet, aber Israel bleibet ewig.“ Und schließlich berühren Fragen, die die europäische Kultur-

welt bewegen, uns auch an und für sich nahe genug, daß in uns der Wunsch entsteht, die Ansicht eines Gelehrten von Weltruf kennen zu lernen, der erst kürzlich in dem Buche „Die Juden und das Wirtschaftsleben“ hochinteressante Beiträge zur Geschichte des modernen Kapitalismus geliefert hat.

Sombart hält die Totschweigepolitik, die die große liberale Presse bezüglich dieses Themas übt, für verwerflich, nicht nur weil sie verwerflich, sondern vor allem, weil sie kurzsichtig und unklug ist. Diese Presse legt die Hoffnung, daß die Zeit das Judenproblem schon lösen werde, daß man auf dem besten Wege der Lösung sei, und daß nur durch das ewige Darüberreden der Prozeß aufgehalten werde. Sombart fragt dagegen: „Wie kann ein Mensch wirklich glauben, daß das größte Problem der Menschheit stillschweigend aus der Welt geschafft werden könnte? Ahnt man denn nicht, daß man die Gegensätze, die man so gern vertuschen möchte, nur tausendmal schärfer macht, wenn man ihre offene, rücksichtslose Austragung verhindert?“ Er will deshalb einen Prüfung der Ziele aller Judenpolitik und eine Prüfung derselben vornehmen. Die Judenpolitik, das heißt das Verhalten sowohl der Juden selbst als auch ihrer Wirtschaftsvölker zum jüdischen Problem, geht heute drei Wege: Aussonderung, angestrebt von den Zionisten einer-, von den radikalen Antisemiten andererseits; Annäherung an die betreffenden Wirtschaftsvölker; Aufgehen in diesen Völkern. Ehe Sombart diese drei Strömungen untersucht, gibt er zunächst die zahlenmäßige Unterlage. Nach den Zusammenstellungen Dr. Arthur Ruppins leben jetzt auf der Erde etwa 11,5 Millionen Juden. Davon entfallen auf Rußland etwas über 5 Millionen, auf Galizien etwa 1 Million, auf Rumänien $\frac{1}{4}$ Million, auf Ungarn 1 Million. Das ergibt 6,5 bis 7 Millionen „östlicher“ Juden, da von den ungarischen etwa die Hälfte dem Westen zugerechnet werden muß. In Westeuropa, das heißt also in Westungarn, Oesterreich außer Galizien, Italien, den Niederlanden, Frankreich, England, Deutschland gibt es etwa 2 Millionen Juden (in Deutschland rund 600.000). Zu diesen „westlichen“ Juden gesellen sich nun noch die amerikanischen, deren Zahl sich auf 2 Millionen beläuft, wovon fast $1\frac{1}{2}$ Millionen in den Vereinigten Staaten (über eine Million allein in New York) leben und die, wie bereits erwähnt, zum großen Teil östlicher Abkunft sind. Der Rest verteilt sich auf die übrigen Erdteile. Der größte Teil der Juden — fast alle östlichen Juden — lebt in kümmerlichen Verhältnissen, die sich vielerorts zu Zuständen der Not, des Elends, der Verzweiflung ausgestalten. Sombart gibt dafür die Belege, von denen der beredteste wohl der ist, daß in den 28 Jahren von 1881 bis 1908 rund 2 Millionen Juden aus Osteuropa ausgewandert sind: 1.545.000 aus Rußland, 305.000 aus Oesterreich-Ungarn, 100.000 aus Rumänien. Die meisten von diesen haben sich nach England und Amerika gewandt.

Den geraden Gegensatz zu der Lage der östlichen Juden bildet das Leben der Juden in den Staaten Westeuropas und Amerikas. Als Ganzes genommen hat die Judenheit sich hier einen gar nicht schmalen Platz an der Sonne erobert, im politischen und wirtschaftlichen, im geistigen und künstlerischen Leben. Weil diese Erfolge so groß sind, weil die Juden eine so breite Position in Westeuropa und Amerika einnehmen, weil sie ein so wichtiger Faktor im Dasein der Kulturnationen geworden sind; und weil sich ihr Einfluß und ihre Bedeutung in der Zukunft zweifellos noch steigern werden: darum — so schließen zahlreiche Juden und Nichtjuden — dränge die natürliche Entwicklung auf Assimilation, darum sei das allmähliche Aufgehen der jü-

dischen Elemente in den sie umgebenden Völkern das Ziel, auf das alles Streben zu richten sei. Hierbei verstehen nun nicht alle dasselbe. Die einen meinen nur eine Anämelung im Sinne einer sozialen Mimikry: der Jude eignet sich die Eigenarten seiner Umgebung an, ahmt ihre Sitten und Gebräuche nach, feiert ihre Feste mit, paßt sich ihren Lebensgewohnheiten an. Die anderen denken an eine Verschmelzung mit anderen Völkern, an ein Aufgehen in einer Volksgemeinschaft. Sombart hält die Anämelung im erstgenannten Sinne natürlich für möglich. Das muß er, weil Westeuropa und Amerika Beispiele in Hülle und Fülle dafür geben. Aber er bezeichnet diesen Prozeß mit Recht als keine Lösung der Judenfrage, denn „namentlich wo das spezifisch Blutsmäßige der Veranlagung zutage tritt, kann auch der Jude sich beim besten Willen nicht vergessen machen“, trotzdem „außerordentlich große Anpassungsfähigkeit gerade eine das Wesen des Juden kennzeichnende Eigenschaft ist“. Das Aufgehen im zweiten Sinne jedoch hält er nicht für wahrscheinlich. Zwar nimmt die Zahl der jüdisch-arischen Mischehen zu, aber diese Ehen sind von geringer Fruchtbarkeit und die ihnen entspringenden Kinder entbehren auffallend oft des seelischen Gleichgewichtes. Außerdem fehlt eine wichtige Voraussetzung, der allgemeine Volkswille, der die Vermischung billigt und wünscht. Daß der vorhanden wäre, kann man in unserem Zeitalter des Nationalismus, der bewußten Pflege völkischer Eigenart allerdings nicht sagen! Sombart ist vielmehr der Ansicht, daß der Gegensatz zwischen den Juden und ihren Wirtsvölkern um so schärfer werde, je mehr sie miteinander in Berührung kommen, je mehr Reibungsflächen zwischen ihnen entstehen, das heißt je umfassender die „Gleichberechtigung“ der Juden durchgeführt ist. Deshalb, sagt er, ist die Spannung in Frankreich und den Vereinigten Staaten viel größer, als etwa in Deutschland, wo die auf dem Papier stehende Gleichberechtigung auf dem Verwaltungswege wieder eingeschränkt wird.

Das Ergebnis, zu dem Sombart gelangt, ist also: „Eine völlige Assimilation, ein völliges Verschmelzen mit den europäischen Völkern ist den Juden bisher nicht gelungen, wird ihnen aber wahrscheinlich auch nie gelingen, da offenbar die Blutsverschiedenheit zwischen ihnen und den „arischen“ Stämmen zu groß ist. In dieser Feststellung ist eine tiefe Tragik eingeschlossen. Wir können immer wieder beobachten, daß viele der besten Juden dieses Ziel erstreben: sich selbst zu überwinden und aufzugehen in ihrer Umgebung, von dem schweren Schicksal, das Gott ihnen auferlegt hat, Jude zu sein, sich zu befreien. Und müssen gestehen, daß diese Sehnsucht unbefriedigt bleibt. Diese Einsicht hat nun abermals die besten unter den Juden zu dem Entschlusse gezwungen, da sie doch als Juden nicht sterben können, als Juden zu leben. Denn das nur ist die Wahl, vor die das Judentum gestellt ist: nicht, ob es untertauchen, restlos in seiner Umgebung verschwinden, oder ob es als Volk weiter leben solle; sondern nur dieses: ob es seine Eigenart in alle Winde zerflattern lassen, ob es sich selbst wegwerfen und sich und seine große Vergangenheit verlernen wolle (ohne doch aufzuhören, Jude zu sein und als Jude von allen anderen empfunden zu werden), oder ob es sich auf sich selbst besinnen wolle und entschlossen sei, mit seinem Willen und mit seiner brennenden Leidenschaft der ganzen Welt zum Trotz auch in aller Zukunft als selbstständiger Volkskörper sich zu erhalten.“ Sombart hält die Erhaltung dieser Eigenart für wünschenswert, weil jedes Arterhalten ein Gewinn ist, weil jede Artvernichtung eine Verarmung der Welt be-

deutet, wie im Natur- so auch im Menschenleben. Darüber hinaus erscheint ihm das Judentum als wertvolle Art: das ethische Pathos, die wundersam melancholische Poesie, der beißende Witz machen die Welt reicher. Darum sympathisiert er auch mit dem Gedanken eines Judenstaates, sei es nun als souveräner Staat, sei es in irgend einer anderen, innere Selbständigkeit garantierenden Form, der denen, die es wünschen, die Möglichkeit gewähren soll, ein völkisches Leben zu führen. Dagegen verwahrt er sich sehr entschieden gegen die Forderung der extremen Zionisten und der extremen Antisemiten, daß alle Juden in diesen Staat auswandern sollten. „Das würde allein auf dem Gebiete der Volkswirtschaft einen Zusammenbruch geben, wie wir ihn bisher in keiner noch so großen Krisis erlebt haben, einen Zusammenbruch, von dem sich unsere Volkswirtschaften vielleicht niemals erholen würden. Denn unsere reichsten, unsere betriebsamsten Bürger würden wir ja verlieren. Aber auch auf allen, übrigen Gebieten der Kultur: welche unausfüllbaren Lücken würden die Juden reißen, wenn sie aus unseren Ländern auszögen. Was aus Spanien und Portugal geworden ist, als es seine Juden austrieb, weiß man nur allzu gut.“ Bezüglich dieser in den Wirtsländern verbleibenden, also vorwiegend der westlichen Juden, faßt Sombart sein Programm kurz dahin zusammen: „Die Staaten geben ihren jüdischen Mitbürgern die volle Gleichberechtigung, und die Juden werden die Klugheit und den Takt besitzen, diese Gleichberechtigung nicht überall und in vollem Umfange auszunützen.“

Es wäre nun zu fragen und gäbe Stoff zu einer höchst interessanten und wertvollen Untersuchung, wie weit diese aus europäischen Verhältnissen abgeleiteten und, wie es scheint, für sie richtigen Sätze auch für Brasilien gelten. In welchem Maße haben die vor der Verfolgung aus den iberischen Ländern flüchtenden Juden zur Bildung des Luso-Brasilianertums beigetragen? Hat auch später eine Absorption stattgefunden, und in welchem Umfange? Wird die Lösung in Brasilien, wo die Rassenmischung so groß ist, wo außer den mit arabischem und jüdischem Blute durchsetzten Iberern noch arabisch beeinflusste Südtaliener, Sizilier und Neger, semitische Syrier zur Volksbildung beitragen, nicht anders lauten? Werden bei uns nicht auch die Juden im Völkerechaos aufgehen?

Aus aller Welt.

Ein Höhenrekordversuch Garros'. Garros, der verwegene, bekannte französische Flieger, ist vor einiger Zeit, in der Hoffnung, dort günstigeres, d. h. wärmeres Wetter zu finden, nach Tunis gegangen, um dort den Höhenweltrekord seinem Landsmanne Legagneux, der ihn mit 7500 Meter hält, wieder zu entreißen. Er unternahm einen Versuch, mußte ihn aber, als er 4000 Meter erreicht hatte, aufgeben, da er sehr unter der Kälte zu leiden hatte. Am Boden herrschte eine Temperatur von 18 Grad Wärme, in je höhere Luftschichten der Flieger aber kam, desto rapider nahm die Temperatur ab und in 4000 Meter Höhe zeigte das Thermometer 16 Grad unter Null.

Englands Nahrungsmittelleinfuhr. Bei der drohenden Möglichkeit internationaler Verwickelungen ist die Tatsache sehr interessant, daß in den letzten sieben Jahren die Nahrungsmittelleinfuhr nach Großbritannien sich mehr als verdreifacht hat. Jährlich werden jetzt auf den Kopf der Bevölkerung in England, Schottland und Wales für

etwa 16 Dollar ausländische Nahrungsmittel verbraucht, d. h. für eine Familie von 5 Köpfen für 80 Dollar. Kein Land der Welt ist von der Nahrungsmittelzufuhr aus dem Ausland so abhängig geworden wie England. Jährlich verbraucht dort heutzutage jeder Einwohner im Durchschnitt 80 Pfd. englischen Weizen, aber 286 Pfd. importierten Weizen, 56 Pfund eingeführtes Fleisch, 50 aus dem Auslande eingeführte Eier und für 3 Dollar Butter oder Margarine aus dem Auslande. Der Gesamtwert der hauptsächlichsten aus dem Auslande eingeführten Nahrungsmittel — die sehr bedeutende Einfuhr von Zucker und Reis nicht gerechnet — betrug im letzten Jahre die riesige Summe von 745.000.000 Dollar. In dieser Summe ist eingerechnet der Kaufpreis für 2287 Millionen Eier und für 6.714.000 Bündel Bananen. Von der Fleischeinfuhr nach Großbritannien kam nur ein Viertel aus englischen Besitzungen, und zwar hauptsächlich aus Australien und Neuseeland. Auch für seine Getreideeinfuhr kann sich England auf seine Kolonien allein nicht stützen, ist vielmehr in wachsendem Maße von anderen Ländern abhängig geworden.

Spionage in Berlin? Wie die „Deutsche Zeitung“ erzählt, hat die Kommandantur von Berlin angeordnet, daß vom 3. Dezember ab vor dem Zimmer des Chefs der Eisenbahnabteilung im Großen Generalstab, in dem auch die Aufmarschlinien bearbeitet werden, ein Nachtposten Aufstellung zu nehmen hat, der mit 15 scharfen Patronen ausgerüstet ist und das Recht des Waffengebrauchs besitzt. Die Gründe zu dieser Maßnahme sind nicht bekannt geworden. Bisher ist diese Meldung von keiner Seite bestritten worden und man muß annehmen, daß sie auf Wahrheit beruht. Das wäre allerdings ein sehr böses Zeichen, worüber man sich freilich nicht allzusehr wundern kann, wenn fremde Spione so leicht davon kommen wie z. B. Kostewitsch.

Deutschlands Rüstungen. Dem sozialistischen Hauptorgan „Vorwärts“ zufolge hat die deutsche Regierung Vorkehrungen für die Möglichkeit des Ausbruches eines Krieges getroffen. Die Zeitung verweist bei Besprechung des neuen Budgets darauf, daß der für die allgemeine Finanzverwaltung bestimmte Posten von 31.500.000 Mark „in Wirklichkeit dem Zwecke diene, die Kosten zu decken für die ungeheuren Reservevorräte, die für Armee und Flotte für den Fall des Ausbruches eines Krieges angesammelt wurden. Dieser Schluß wird daraus gezogen, was über das laufende Budget bereits bekannt ist. Die gesamte Zunahme in den Ausgaben für Armee und Flotte beträgt somit etwa 46 Millionen Mark, anstatt 15 Millionen, wie von der Regierung angegeben wird.“

Die französische Luftflotte. Nach Verwendung der 25 Millionen Franken, die das französische Heeresbudget für das Jahr 1913 zugunsten der Flugabteilung vorsieht, wird die französische Luftflotte aus 20 Luftschiffen und 382 Flugzeugen bestehen. Von den Flugzeugen sind 342 in 38 Geschwadern formiert, von denen jedes acht Flugzeuge aufweist. Ein Flugzeug bildet jeweils die Reserve. 27 von den Geschwadern werden der Feldarmee, 11 der Festungsarmee zugeteilt sein. Jede Kavallerie-Division erhält drei Flugzeuge. Zu den 342 Erkundungsflugzeugen treten noch 40 „Artillerieflieger“, die Geschosse aus der Höhe herab auf den Feind schleudern.

Das Musterland des Kinderschutzes. Eine vorbildliche Einrichtung des Kinderschutzes befindet sich in Südastralien. Wie Edith Sellers in der „Contemporary Review“ mitteilt, wurden in Südastralien die von ihren Eltern verlassenen Kleinen bis zum Jahre 1883 in Waisenhäuser der üblichen

Form aufgenommen und unterstanden der Armenpflege. Allmählich aber erkannte man es als einen Irrtum, die Kinder, die den Reichtum des Landes für die Zukunft darstellen, in dieser Weise zu erziehen, und Gesetze regelten nun die Waisenpflege in umfassender Form. Der Staat adoptierte die Kinder und veränderte die Bedingungen ihres Seins von Grund auf. Die Kleinen wurden bei Familien auf dem Lande untergebracht, wo sie Freiheit, eine individuelle Pflege, ja auch einen gewissen Ersatz der Elternliebe fanden. Die Verwaltung liegt in den Händen der „Abteilung für Kinder des Staates“, die aus zwölf vom Gouverneur ernannten Mitgliedern besteht. Es sind Ehrenämter für Männer und Frauen von Erfahrung, die sich für die Kinder interessieren. Diese Beamten haben die Aufgabe, die Kinder unterzubringen und zu beschützen, üben aber außerdem auch noch die Aufsicht über alle anderen Kinder aus und wachen darüber, daß sie nicht vernachlässigt oder mißhandelt werden. Diese Abteilung der Regierung, die über eine große Anzahl weiterer Beamten verfügt, hat das Recht, jedes sich herumtreibende, unerzogene oder zu Hause schlechten Einflüssen ausgesetzte Kind unter seine Obhut zu nehmen. Eltern, die sich um ihre Kinder nicht kümmern, müssen für ihren Unterhalt bezahlen; ein Vater, der sich weigert oder sich dem Gesetz zu entziehen sucht, wird zuerst mit Geldstrafen und dann mit Zwangsarbeit belegt. Das Komitee führt auch die Aufsicht über das vom Staat eingerichtete Kindersyl und die beiden Korrektionshäuser für Knaben und Mädchen. Dank dieser Maßnahme und der streng durchgeführten Hygiene ist die Kindersterblichkeit in Südastralien auf 6 v. H. gefallen. Aber mit der Pflege der Kinder begnügt sich der Staat nicht, sondern er behält sie bis zum 18. Jahre unter seiner Aufsicht. Knaben und Mädchen werden mit 13 Jahren von Staatswegen in die Lehre gebracht. Sie lernen bei vertrauenswürdigen Meistern ein Handwerk; Mädchen werden in Familien untergebracht, wo sie alle Arbeiten des Haushaltes kennen lernen. All dies vollzieht sich in so geordneter und nutzbringender Form, daß es die denkbar günstigsten Ergebnisse gehabt hat. Dabei sind die Ausgaben des Staates nur gering; sie bestehen in 2 Mark pro Woche und pro Kind. Das ist kaum ein Drittel von dem, was z. B. England für den Kinderschutz ausgibt, während die Erfolge in Südastralien unendlich viel größer sind.

Einstellung neuer Armeeschwestern in der deutschen Heeresverwaltung. Im nächsten Jahre werden sechs neue Armeeschwestern zur Anstellung gelangen, von denen fünf auf das preußische und eine auf das sächsische Heereskontingent entfallen. Danüt wird eine auch in Oesterreich-Ungarn bereits mit Erfolg geübte Maßregel fortgesetzt, die bereits im Jahre 1907 ihren Anfang genommen hat. Es stellte sich das Bedürfnis heraus, die Garnisonlazarette mehr als bisher mit weiblichen Pflegekräften auszustatten, um auf diese Weise einmal eine bessere Pflege der Schwerverwundeten zu erreichen und dabei gleichzeitig einen günstigen Einfluß auf die Pflegefähigkeit des militärischen Pflegepersonals zu erzielen. Für das preußische Kontingent waren sechzig Pflegerinnen in Aussicht genommen, von denen im Jahre 1907 zunächst 20 zur Anstellung gelangten. Sie erhielten im ersten Jahre neben freier Station eine Geldvergütung von 400 Mark. Im folgenden Jahre wurden 16 Armeeschwestern neu eingestellt. Gleichzeitig wurde die Jahresvergütung auf 690 Mark erhöht, weil sich der bisherige Betrag als durchaus unzureichend erwiesen hat. Bei der Einstellung der Schwestern werden Einkleidungsbeihilfen von 150

Mark gewährt. Im Jahre 1909 gelangten acht Schwestern neu zur Anstellung und im Jahre 1912 fünf Schwestern. Die Einrichtung hat sich in jeder Beziehung bewährt; es ist daher damit zu rechnen, daß die Heeresverwaltung über die ursprünglich in Aussicht genommene Zahl hinaus im Laufe der nächsten Jahre weitere Schwestern einstellen wird, zumal infolge der Heeresverstärkung in vielen Garnisonen eine Erweiterung der Lazarettanlagen notwendig geworden ist.

Einen gefährlichen Flug im Schneesturm unternahm in Friedrichshafen am Bodensee das neue Wasserflugzeug der alten Zeppelinwerft in Manzell. Nachdem der Hydroplan vor dem Grafen Zeppelin mehrere gelungene Flüge gemacht hatte, setzte plötzlich ein heftiger Schneesturm ein, der keine 20 Meter Aussicht gestattete, infolgedessen mußte der Apparat auf dem Bodensee niedergehen, wo er, da ein Defekt entstanden war, steuerlos umhertrieb. Nach zwei Stunden langem Suchen fand ein Motorboot den Doppeldecker und schleppte ihn in die sichere Halle.

Vermischte Nachrichten.

Eine prähistorische Stadt in Arizona. Spuren einer mehr als 7000 Jahre zurückliegenden Kultur will der amerikanische Ingenieur Lafave, der nebenbei Archäologe ist, in Arizona entdeckt haben. Nach seinen Angaben findet sich in der Nähe der Stadt Phönix, westlich vom Tonto-Becken, auf einem Berggipfel der Mazatazalberge, eine in Ruinen liegende Stadt, deren genauere Untersuchung den Beweis dafür liefern soll, daß in prähistorischen Zeiten hier ein Volk von hoher Kultur gelebt hat. Nach dem Berichte des „Standard“, dessen weitere Bestätigung abzuwarten ist, da es sich um eine amerikanische Meldung handelt, sind die Gebäude der Stadt nach den Angaben des Entdeckers aus Sandstein aufgeführt und stehen architektonisch auf hoher Stufe der Vollendung. Sie sind von einer Sand- und Erdschicht von drei Metern verschüttet, die die Wirkung des Windes angehäuft hat. In einem der Gebäude will Lafave Baumwollballen aufgefunden haben. In dieser Gegend ist nie Baumwolle gebaut worden und daraus zieht Lafave den Schluß, daß Arizona ehemals ein ganz anderes Klima gehabt haben muß. In einem künstlich angelegten Schacht will der Ingenieur eine besonders wichtige Entdeckung gemacht haben. Er hat nämlich Wandmalereien und Tonwaren gefunden. Die Wandmalereien sind religiöser Natur und deuten darauf hin, daß die unbekannten Bewohner dieser Gegend von Arizona eine Form der Sonnenanbetung pflegten. Die Tonwaren stehen nach Lafaves Angaben in künstlerischer Hinsicht auf gleicher Höhe mit der Baukunst und der Malerei, deren Spuren er entdeckt zu haben behauptet.

Das Glockenspiel zu Graz. Der Landesverband für Fremdenverkehr in Steiermark schreibt: Jeden Fremden, der die Landeshauptstadt der grünen Steiermark, die schöne Gartenstadt Graz, zum Reiseziel auserwählt, erfreut das schöne Glockenspiel am Glockenspielplatz durch seine gelungene Art und durch seine volkstümlichen Weisen, die es zweimal täglich, um 11 Uhr vormittags und um 6 Uhr abends, ertönen läßt. Glockenspiele bilden ja bekanntlich schon lange in allen Fremdenverkehrs-orten eine große Anziehungskraft. Daß auch die Landeshauptstadt Graz zu einem Glockenspiel gekommen ist, verdankt sie einem ihrer kunstinnigen, vom Gemeinsinn besessenen Bürger. Das Grazer

Glockenspiel besteht aus 21 rein und harmonisch abgestimmten Glocken. Die kleinste Glocke wiegt 8 Kilogramm, die größte 180 Kilogramm. Das Spiel wird durch eine Turmuhr geregelt. Der Turm selbst ist verglast, damit die Reinheit der Töne nicht beeinträchtigt wird. Das Glockenspiel wird durch eine elektromagnetische Vorrichtung zur bestimmten Stunde durch die Uhr ausgelöst. Nach jedesmaligen Spiele kräht ein goldener Hahn dreimal. Unterhalb des Glockenspiels erscheinen zwei Figuren in Steirertracht und führen während des Spiels einen steirischen Tanz auf. Durch übersetzbare Hebelspitze auf der Klaviatur ist es möglich, eine große Anzahl von Liedern zu spielen, so daß das Grazer Glockenspiel eines der umfangreichsten ist. Ein automatisch sich bewegender Mond zeigt die jeweiligen Mondphasen an.

Frauen als Journalisten. Kürzlich hat in London das Jahresfest der Vereinigung der Journalistinnen stattgefunden, und bei dieser Gelegenheit hat einer der Gäste, der größte englische Zeitungsmagnat, Lord Northcliff, eine bemerkenswerte Rede über Frauen als Journalisten gehalten. Northcliff konnte aus eigener Erfahrung der journalistischen Tätigkeit der Frauen Lob zollen, das nur in wenigen Punkten eingeschränkt zu werden brauchte. Seit seiner ersten Tätigkeit in Fleet Street, dem Hauptquartier der englischen Zeitungen in London, so führte er aus, hat er unter den Frauen, die im Journalismus tätig sind, die besten Mitarbeiter gefunden. Frauen, meint er weiter, eignen sich aus vielen Gründen besonders gut zum Journalismus: besonders haben sie eine raschere Beobachtung als die Männer. Allerdings hat die journalistische Tätigkeit und Fähigkeit der Frau ihre Grenzen. Aus eigener Erfahrung führte Lord Northcliff auch Gegenbeispiele an. So hat er zum Beispiel einmal eine ausschließlich für weibliche Leser bestimmte Zeitschrift gegründet, die in jeder Beziehung eine Frauenzeitschrift sein sollte, auch insofern, als die Leitung in der Hand von Frauen lag. Das Unternehmen erwies sich jedoch als Fehlschlag, und Lord Northcliff führt das darauf zurück, daß Frauen sich nicht gerne anderen Frauen unterordnen. Noch einen zweiten Fall erwähnte er, wo er die Fähigkeit der Frauen überschätzt hatte. Er hatte einmal einer Frau, die er sonst als tüchtig kannte, die letzte Anordnung der Zeitung nach Vollendung des Satzes anvertraut. Zuerst, bei den ersten Seiten, ging alles gut, dann aber zeigte sich die Frau dem Ansturm der Dinge nicht gewachsen.

Woher stammt das geflügelte Wort vom „kranken Mann“? In einer am 11. Januar 1853, also kurz vor dem Krimkrieg, stattgehabten Unterredung des Kaisers Nikolaus I. mit dem englischen Gesandten in Petersburg, Sir George Hamilton Seymour, nannte der Zar den Sultan einen kranken Mann, dessen Ende vor der Tür stehe, und dessen Hinterlassenschaft man verteilen müsse. Seymour berichtete dies nach London an Russel, der zurückäußerte, die Auflösung des Patienten würde vielleicht doch noch länger auf sich warten lassen, vielleicht noch hundert Jahre. Daraufhin sagte Nikolaus am 20. Februar: „Ich wiederhole Ihnen, daß der Kranke im Sterben liegt.“ Nach Treitschke habe der preußische Staatsmann J. P. F. Ancillon, der 1832 Minister der Auswärtigen Angelegenheiten wurde, den Sultan zuerst einen „kranken Mann“ genannt, doch stammt diese so häufig gebrauchte Bezeichnung für den Beherrscher aller Gläubigen oder der Türkei bereits aus viel älterer Zeit. Wie wir in der reichillustrierten Sondernummer der „Zeiten und Völker“, die Konstantinopel gewidmet ist (Preis 80 Pfg.), lesen, befindet sich auf der Münchener



Staatsbibliothek ein Lied des Chorherrn zu Baumburg, J. A. Poyssel, aus dem Jahre 1863: „Der Türk ist krank“, in dem es heißt:

„Mein Alkoran und mein Diwan
In schwerer Schwachheit liegen;
Mein g'habte Macht, mein g'führte Pracht
Liegen fast in den letzten Zügen.“

Und in „Suldans Krankheit“ (1864) läßt derselbe Verfasser den Sultan über seine Krankheit klagen, worauf ihm von zehn Aerzten über diese Aufklärung erteilt wird. Zu Ende des 17. Jahrhunderts schrieb der Botschafter König Jakobs II. in Konstantinopel, Sir Thomas Roe, das Osmanenreich gleiche dem Körper eines alten Mannes, der von Krankheit ergriffen, den Schein der Gesundheit annehme, obgleich sein Ende nahe sei. Ebenso sagt Montesquieu in seinen „Lettres Persanes“ (1721), er habe mit Erstaunen die Schwäche der Osmanen gesehen. „Dieser kranke Körper wird nicht durch eine milde und mäßige Diät unterhalten, sondern durch gewaltsame Mittel, die ihn unaufhörlich erschöpfen und untergraben.“ Und Voltaire schreibt in einem Briefe an Katharina II.: „Ew. Majestät wird sagen, daß ich ein sehr ungeduldiger Kranker bin und daß die Türken viel kranker sind.“

Eine Polarforscher-Frage. Die meisten Polarforscher, in erster Reihe Fridtjof Nansen, haben auch die kleinsten Alkoholmengen für die Zeit der arktischen Forschungsarbeit als absolut verwerflich bezeichnet. Nansen genoß auf seinen Skiwanderungen durch Grönland und später auf seiner zweiten Polarfahrt keinen Tropfen Alkohol, weil, wie er schreibt, „der Alkohol die Körpertemperatur herabsetze, die Verdauungswirksamkeit verringere und auf die Energie erschlaffend wirke.“ Amundsen nimmt gegenüber dem Alkohol nicht denselben absolut ablehnenden Standpunkt ein. Wie der Bezwiner des Südpols in seinem Werk über die Südpolfahrt schreibt, haben sämtliche Expeditionsteilnehmer nicht nur auf der Fahrt mit der „Fram“ durch die antarktischen Gewässer, sondern auch im Winterquartier „Framheim“ an der großen Eisbarriere regelmäßig, wenn auch sehr mäßig, alkoholische Getränke genossen. Amundsen schreibt wörtlich u. a.: „... Ein Glas Wein von Zeit zu Zeit und ein guter Schnaps waren Sachen, die wir alle an Bord, ohne Ausnahme, sehr schätzten. Persönlich betrachte ich Alkohol als Medizin in den Polargegenden — ich meine selbstredend, solange man sich im Winterquartier aufhält. Anders stellt sich die Sache auf Schlittenfahrten. Auf solchen darf kein Alkohol mitgenommen werden. Nicht etwa, weil ein Schnaps an sich etwas schaden würde, sondern aus Rücksicht auf das Gewicht und den Raum. Auf Schlittenfahrten darf nur das Notwendigste mitgenommen werden, und dazu gehört nicht der Alkohol. Wir hatten übrigens nicht nur im Winterquartier, sondern auch auf der Schiffsreise durch die kalten, rauen, eintönigen Gegenden unseren Alkohol. Wenn man kalt und naß vom Deck herunterkommt, tut ein Schnaps unglaublich gut. Abstinenter werden fragen, ob man nicht denselben Nutzen von einer Tasse Kaffee haben könnte. Ich für meine Person glaube, daß die Menge Kaffee, welche die Leute bei solchen Gelegenheiten zuweilen herunterstürzen, vielmals schädlicher ist als ein kleiner Schnaps. Und welche Rolle spielt der Alkohol nicht beim geselligen Beisammensein auf solchen Fahrten! Zwei Kameraden, die sich im Laufe der Woche entzweit haben, werden im frischen Runduft wieder Freunde. Das Alte ist vergessen, und ein neues, gutes Zusammenarbeiten beginnt. . . . Es scheint mir, als ob zivilisierte Menschen des Alkohols als Stimulanz bedürfen. Wenn dem so ist, muß man sich danach so gut wie mög-

lich einzurichten suchen. Ich halte mich zum Grog. Wer Lust hat, mag meinerwegen Kaffee trinken und Kuchen essen, woraus Magendruck und andere Uebel zu folgen pflegen. Ein Grog schadet niemandem. . . .“ Es verdient aber ausdrücklich hervor gehoben zu werden, daß der Alkoholverbrauch nach Amundsens eigener Angabe auf der „Fram“-Fahrt und im Winterquartier ein sehr mäßiger war: Mittwochs und Sonntags trank jeder einen Schnaps, Samstags aber einen Grog. Zu bedenken ist auch, daß Amundsen und seine sämtlichen Begleiter an Körperkraft den Altnorwegern gleichkommen, und überdies darf nicht vergessen werden, daß auf der eigentlichen Wanderung durch das antarktische Festland kein Alkohol genossen wurde.

Eine „Krankheit der Fürsten“. Die jüngste Erklärung der russischen Hofärzte über die Erkrankung des Zarewitsch — der jugendliche Kronprinz leidet an Hämophilie und ist ein „Bluter“ — ist der Ausgangspunkt eines interessanten Aufsatzes über diese merkwürdige Krankheit, die in der englischen medizinischen Zeitschrift „Hospital“ veröffentlicht wird. Die Hämophilie besteht, wie schon ihr Name sagt, in einer übertriebenen Neigung zu Blutungen verschiedenster Art, die auf alle bisher bekannten Blutstillungsmittel nicht reagiert. Das Leiden ist fast immer erblich, und man findet es merkwürdigerweise sehr oft in fürstlichen Familien; die Geschichte der eilkunde verzeichnet schon aus dem Mittelalter her eine lange Reihe von Fällen, in denen die Mitglieder fürstlicher Geschlechter von dieser Blutsucht heimgesucht waren. In der Volkssprache erklärte man diese krankhafte Neigung zu Blutungen mit der Annahme, daß die sogenannten Bluter „nur eine Haut statt drei“ hätten. In Wirklichkeit haben die Bluter natürlich ebensoviel Häute wie jeder andere Mensch. Die Ursache und das Wesen des Leidens ist der Wissenschaft noch heute ein Gegenstand mannigfacher Streitfragen, und manche Gelehrte wollen die Krankheit in einer ungewöhnlich leichten Zerreißbarkeit der Blutgefäße und in einer angeborenen Enge der Aorta suchen. Allgemeiner ist die Annahme, daß das Blut der Hämophilen von einer geringeren Gerinnbarkeit ist als normales Blut, so daß bei leichteren Verletzungen in Fällen von Blutsucht die Blutung nicht nachläßt. Ein spezifisches Heilmittel gegen das Leiden steht der Wissenschaft zurzeit nicht zu Gebote, man ist auf eine prophylaktische Methode der Behandlung angewiesen, auf eine nahrhafte, leicht verdauliche Diät und auf eine Vermeidung aller körperlichen Anstrengungen. Allem Anschein nach beschränkt sich in unseren Tagen die Krankheit vorwiegend auf die Angehörigen fürstlicher Geschlechter. So war beispielsweise der Herzog von Albany Hämophile und auch der zweite Sohn des spanischen Königspaares soll an dieser Krankheit leiden und infolge einer inneren Ohrenblutung unheilbar schwerhörig geworden sein. In der Familie der Königin Mary von England sind mehrfach Fälle von Blutsucht vorgekommen und auch unter den Hohenzollern hat es hin und wieder an hämophilen Erkrankungen nicht gefehlt. In der Regel leiden nur männliche Personen, und zwar meistens im Knabenalter, an dieser Krankheit. Bei der Vererbung hat sich die merkwürdige Tatsache erwiesen, daß die Weitergabe der krankhaften Anlage fast ausschließlich durch die weiblichen Angehörigen der sogenannten „Bluterfamilien“ erfolgt.

Holz vom alten Stamm.

Der Sohn eines Bostoner Anwalts zeigte trotz seiner zehn Jahre schon großes Talent, in die Fuß-

stapfen seines Vaters zu treten. Einmal erwischte der Vater seinen hoffnungsvollen Sprößling auf einer Lüge, nahm ihn beiseite und hielt ihm einen langen Vortrag über die häßliche Gewohnheit des Lügens. Er hielt ihm natürlich George Washington als Muster eines wahrheitsliebenden Jungen vor.

„Sieh mal, Roger, war es nicht ebenso schön wie tapfer von dem kleinen George, die Wahrheit zu sagen, als er den Kirschbaum umgehauen hat? Denkst du nicht auch?“

„Papa, nach meiner Ansicht mußte Washington in diesem Falle ein vollständiges Schuldbekenntnis ablegen und auf die Gnade des Richters hoffen. Das gesamte Beweismaterial sprach gegen ihn; er konnte nicht leugnen, daß er der Besitzer des Beilehens war, und versuchte auch nicht, ein Alibi zu erbringen.“

Vor einem Schweizer Hotel spielte eine Anzahl Straßenmusikanten. Nachdem sie eine Anzahl Stücke gespielt, ging einer der Musikanten zu dem Dirigenten, der eine kleine Schachtel aus der Tasche nahm und ihren Inhalt in die linke Hand des Musikanten leerte. Dann gab er ihm einen Teller in die Rechte und der Mann ging herum sammeln.

Sobald die Sammlung vorbei, gab er dem Dirigenten zuerst den Teller mit dem Geld, dann legte er den Inhalt seiner Linken, den der Dirigent sorgfältig prüfte, wieder in die Schachtel.

Einem Beobachter war dies unständliche Verfahren wiederholt aufgefallen und er beschloß sich bei dem Dirigenten Aufklärung zu verschaffen.

„Was geben Sie eigentlich dem Manne in die linke Hand?“

„Sechs Fliegen.“

„Sechs Fliegen? Wozu denn?“

„Ja, Herr, wir sind allesamt nur schwache Menschen, die leicht dem Versucher erliegen. Um uns der Ehrlichkeit des Sammlers zu versichern, geben wir ihm die Fliegen in die Linke — und diese Fliegen muß er jedesmal unversehrt abliefern... dann wissen wir bestimmt, daß seine Linke nicht weiß, was seine Rechte tut.“

* * *

„Wie lange bist Du nun schon verheiratet, meine Liebe?“

„Volle sechs Monate.“

„Und hältst Deinen Gatten immer noch für einen Mustermenschen?“

Die junge Frau brach in Tränen aus und legte ihrer guten Freundin ein volles Geständnis ab:

„Nein, ich habe mich in meinem Manne furchtbar getäuscht. Gestern Abend hörte ich im oberen Stocke ein verdächtiges Geräusch; ich bat ihn, nachzusehen, ob vielleicht ein Einbrecher im Hause sei und er schlich leise nach oben. In der Dunkelheit raunte er mit dem Kopf gegen eine offene Türe und die Worte, die da von seinen Lippen kamen, klangen so natürlich, daß ich sofort meinen Irrtum einsah — so spricht kein Gentleman!“

* * *

„Du willst Dich scheiden lassen? Und aus welchem Grunde?“

„Mein Gatte ist ein Scheusal, ein brutaler Mensch.“

„Ah, welche Ueberraschung! Du hast ihn stets als ein Muster an Sanftmut geschildert.“

Feststellungen.

Etwas finden heißt: davon in Beschlag genommen werden.

Auf dem Wege zu sich selbst findet man immer einen anderen, als man gesucht.

* * *

Nur wenn sich das Individuum nicht selbst genug ist, findet es Beziehungen zu Gott.

Religion hat das Individuum, Konfession die Masse.

* * *

Anständig sein ist eine Tätigkeit und keine Eigenschaft.

* * *

Gemeinlin ist dir niemand so nahe wie der Mensch, durch den du ein Leid erfahren hast.

* * *

Die unangenehme Folge, für die wir die logische Voraussetzung nicht finden, nennen wir Schicksal.

Oskar Glaser (Wien).

Modernisiertes Volkslied.

Antiweintied.

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher,
Trinkt mit Verstand ihn leer,
Denn solch 'nen Himbeersaft, ihr Herren Zecher,
Gibt's weit und breit nicht mehr!
Er ist zum Glück am Rheine nicht gewachsen,
Und auch nicht in Bordeaux;
Ein Apothekersmann im Lande Sachsen
Braut ihm uns comme il faut.
Wer heutzutage noch an schmödem Weine
Vergnügen finden kann,
Hat keine Ahnung von der Hygiene,
Bedauernswerter Mann!
Er gießt voll Unverstand den Saft der Reben
In seines Leibes Hohl;
Wir lassen edlern Labetrunk uns geben
Und frei von Alkohol.
D'rum kränzt mit Laub den lieben vollen Becher
Und trinkt ihn langsam leer,
Denn solch 'nen Göttertrank, ihr Herren Zecher,
Gibt's weit und breit nicht mehr!

Sonderbares Ortslexikon.

Eine poetische Zusammenstellung von Ortsnamen aus der Heimat macht ein Litauer in einem Königsberger Blatt wie folgt:

Mannigfach wie die Natur
Sind die Namen unserer Flur,
Stark und unverbraucht und wild,
Jeder Nam' ein eignes Bild.
Stolzer kreist mein Litanerblut,
Denk' ich dieser Namen Flut:
Sprindt, Polompen, Eudrneiten,
Parungaln, Katrinigkeiten,
Groß-Britannien, Scherwerischken,
Kaszemecken und Skudischken,
Warr, Piktaten, Laukeninken,
Schrost, Spirokeln, Oszepingken,
Kampspowilken, Wannagupchen,
Kuckerneese und Schelnupchen,
Kuth, Augsticken und Kallhuggen,
Timstern, Dommelkeim und Schuggen,
Staggen, Dickschen, Bilderweitschen,
Köllmisch-Kackschen, Gnie, Rekeitschen,
Pabbeln, Wabbeln und Dagutschen,
Babbeln, Schuekeln, Juckeln, Tuscheln,
Tutteln, Saugen, Bumbeln, Spueken,
Groß-Aschnaggern und Drntschzucken,
Schunkern, Puspern, Ischdagehlen,
Mulk, Groß-Dummen, Auxkallnehlen,
Tarpupp, Pladden, Mallenuppen,
Stumbragierren, Prosit, Puppen,
Mixeln, Giggeln, Roponatschen,
Draupchen, Schwirbeln, Norutschatschen,
Ackmonienen und Werskepehen,
Endlich heune ich noch Schaackeln,
Und das schöne Oertchen Jaackeln,
Ganz zum Schlusse auch noch Guscht
Doch nun weiß ich weiter nisch!

Heuilleton.

Willst du Richter sein?

Roman von Maximilian Böttcher.

(4. Fortsetzung.)

„Dachtest wohl, es wäre der leibhaftige Gottseibeiuns, der da angeritten käme. Dich zu holen, süßes Gretchen? Nee, um so ein langhäriges Luderchen holt der Deibel keinen Gaul aus 'm Stall. Soviel Umstände zu machen, überläßt er uns dummen Sterblichen!“

„Ich konnte doch nicht wissen, daß Du's bist, Süßer!“ Und mit verliebter Zärtlichkeit hing sie schon an seinem Halse.

„Das mag sonst einer aushalten und alle Abend den Weg hierher zu Fuß machen!“ knurrte Fritz und wehrte die Umarmung ab. „Meines Vaters Sohn nicht. Uebrigens wart' ich heut' auch schon wieder 'ne geschlagene halbe Stunde auf Dich, und ich muß es Dir 'mal sagen: das paßt mir nicht, mir um Deinetwillen alle Nächte kalte Füße zu holen wie 'n Sekundaner und dann wieder nach Hause zu stellen, ohne Dich 'mal von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben.“

„Ja . . . wenn Dein Vater bei uns ist — und er kommt jetzt so oft —, dann kann ich doch nicht so rasch weg, wie ich gern möchte!“

„Was hat 'n der olle Knabe eigentlich, daß er Euch neuerdings immerzu die Stube voll dreckert?“

Dem dritten in seinem Versteck hinter der Rohrhütte war dieses sonderbare Liebesduett von seinen ersten Tönen an einigermaßen auf die Nerven gefallen, umsomehr, als Horchen überhaupt nicht seine Sache war. Nun aber hielt er's nicht länger auf den glühenden Köhlen, auf denen er zu stehen wühlte, aus, obwohl er sich selber sagte, daß wahrscheinlich noch allerlei höchst interessante Dinge zu seinen Ohren kommen würden, wenn er noch ein Weniges den „Lauscher an der Wand“ spielte.

„Warum Dein Alter uns alle Abend die Stube voll dreckert, darnach solltest Du ihn selber fragen!“ stieß er höhnisch hervor und pflanzte sich mit einem langen Schritt Brust an Brust vor Fritz Reinhardt hin.

Schreckhaft schien der nicht zu sein. Denn während Elsbeth einen Angstschrei ausstieß und mit der Hand nach der Herzgrube griff, lachte er aus vollem Halse.

„Hol's der Deibel! Selbst in Rodenau kann man Ueberraschungen erleben. Cousin Gottfried, wie er leibt und lebt. Fragt sich bloß: Hast Du hier selbst 'n Rendezvous, oder willst Du über mich und Deine Schwester die Tugendwache halten — in Ermangelung einer nützlicheren Verwendung für diesen schönen Angustabend?“

„Der . . . nachspionieren tut er uns . . . der!“ keuchte Elsbeth, die den Schrecken nicht so rasch aus den Gliedern bekam.

„Stimmt, mein Kind!“ Gottfried hielt es für geraten, um den in ihm gärenden Zorn die harmlose Maske des Spottes zu werfen. „Du glaubst gar nicht, wie lange ich mich schon darnach sehne, bei Eurem Stelldichein 'mal den Dritten im Bunde zu spielen, Schwesterlein. Heut' aber läßt' ich gern mit Deinem Schatz zwei Worte unter vier Augen gewechselt. Wirst schon wissen, wieso und warum! Also geh' nach Hause — der Weg ist Dir ja nicht fremd — und kriech' gleich in die Federn, damit Du morgen 'mal etwas früher aus Tageslicht kommst, als das sonst so Deine Art ist!“

„Vielleicht laß ich mir von Dir befehlen, was ich zu tun und zu lassen habe!“

Casa de Saude

(Sonderabteilung des Instituto Paulista)

Behandlung von Geistes- und Nervenkrankheiten, Alkoholismus, Morphiumsucht, Kokainomanie, Hysterie, Epilepsie, Neurasthenie usw. Hydrotherapie, Donchen, Elektrizität usw.

Direktor: Dr. E. Vampré, ehemaliger
Assistent der Irrenanstalt in Juquary

Avenida Paulista N. 49-A (Privatstrasse) :: S. Paulo
Postfach 947 :: Telephon 22 3

„Du sollst Dich nach Hause scheren!“ Mit einer heftigen Bewegung packte Gottfried die Schwester am Arm.

„Laß das Mäd'el los, gefälligst! Hörst Du?“ Fritz Reinhardt, in dem der Instinkt des zum Schutz seines Weibchens berufenen Männchens erwacht war, oder der vielleicht auch nur so tun wollte, trat jetzt seinerseits hart an den Störer heran und hob die Hand wie zur Abwehr gegen ihn.

„Red' mir nicht in meine Sache hinein!“ schrie er, fühlte, wie das Blut in seinen Adern zu Feuer wurde, und schlug mit der Faust auf den gegen ihn erhobenen Arm, daß es knackte.

Fritz flog zusammen.

„Du . . . nimm Dich in acht!“ . . . Jäh riß er die Reitpeitsche mit dem schweren Metallknopf aus dem Schaft seines langen Stiefels und machte ein Gesicht dabei, als hätte er Lust, sich gegen Gottfried anzuwerfen.

Aber da hing das Mäd'el schon wieder an seinem Halse.

„Nicht, Liebster! . . . Du sollst Dich nicht mit dem einlassen! Mit dem . . .“

„Ach so!“ höhnte Fritz mit geringschätzigem Grinsen und trat einen halben Schritt zurück.

Gottfried spürte wieder den Stich der feinen, langen, eisigen Nadel mitten durch sein Herz und alle Nerven. Ein dumpfer Laut quoll aus seiner Kehle. Das kam also immer wieder, immer wieder, seit der rote Alwin am ersten Morgen nach seiner Heimkehr das verdammte Wort „Zucht aus“ hingeworfen, seit Erna Plathe zu ihm gesagt: „Ich hab' Angst vor Dir . . . Da, wo Du herkommst.“, und seit der Brückner'sche Lausebengel ihn auf offener Straße „Totschläger“ geschimpft und einen aufgeplatzten Hosenboden dafür mit nach Hause genommen hatte. Das kam also immer wieder, immer wieder! Kam nicht nur nach groben Schimpfworten und anderen Deutlichkeiten, kam auch nach versteckten Anspielungen, nach einem hämischen Grinsen sogar . . .

„Geh!“ befahl er der Schwester noch einmal in heiserem, fast unverständlichem Ton.

„Geh!“ wiederholte Fritz, über den wohl etwas wie Mitleid gekommen war, als er in das blonde, eckige Gesicht mit den großen, verzweifelten Augen gesehen hatte, das im grellen Licht des Mondes so seltsam blaß und leidensvoll erschien.

„Du kommst dafür aber morgen ganz bestimmt?“ fragte Elsbeth noch und ging dann davon wie ein Lamm. Dem Geliebten gegenüber hatte sie offenbar keine Spur eigenen Willens.

„Also . . . was willst Du von mir?“ fragte Fritz, ehe noch die lichte Mädchengestalt in dem weißen Nebel untergetaucht war, und drehte die Reitpeitsche eifervös in beiden Händen hin und her.

„Da wäre mehreres!“ Mühsam genug zwang sich Gottfried zum ruhigen Sprechen. „Erstens: Woher nimmst Du das Recht, gegen Elsbeth so . . . so verächtlich über meine Braut zu reden?“

„Ueber Deine Braut? Das ist ja das erste, was ich höre! Du hast 'ne Braut, bist verlobt?“

„Frag' nicht so dumm! So gut Du mit meiner Schwester verlobt bist, bin ich auch mit Erna Plathe verlobt!“

„So so . . . mit Erna Plathe! Richtig, stimmt ja! 's war ja damals was zwischen Euch im Gange, eh! Du in's . . . zum . . . na, zum Militär gingst, wollen wir sagen. Also . . . mit Dir und Erna steht's wie mit mir und Elsbeth? Sehr interessant! Hol's der Teibel!“

„Wie's mit mir und Erna Plathe steht, geht Dich nicht das geringste an! Verstehst Du? Ich will wissen, wie Du dazu kamst, zu Elsbeth zu sagen. Erna wäre wie toll und verrückt hinter Dir her, und Du machtest Dir einen Spaß draus, sie zu foppen?“

„Ihm“ . . . Fritz zog ein schiefes Maul. „Du stellst da Gewissensfragen . . .“

„Hol's der Teibel. Du bist doch sonst nicht so dumm!“

„Willst Du 'raus mit der Sprache?“ Gottfried, vor dessen Augen der Nebel eine blutrote Farbe annahm, packte den „Aalglatten“ — wie der eigene Vater ihn genannt — am Joppenaufschlag.

Der Angegriffene riß sich los und trat einen Schritt zur Seite.

„Laß doch das!“ zischte er und schnippte, die Reitpeitsche am oberen Ende fassend, mit dem Nikkelkopf, der im Mondschein wie Silber glitzerte, ein paarmal durch die Luft. Dann nach einem kurzen Besinnen: „Wenn Du erst soviel Zusammenkünfte mit Erna hinter Dir haben wirst, wie ich mit Deiner Schwester, dann wird Dir das süßliche Getue auch manchmal verdammt langweilig werden. Da sitzt man nebeneinander und weiß nicht, wovon man reden soll . . . und so 'n Mädel wird von Fall zu Fall öder und traniger. Doch kaum macht man sie 'n bißchen eifersüchtig . . . und darauf reagieren die Luderchens alle wie die Stahlfedern auf 'n Magnet . . . gleich wird die Sanfteste Feuer und Fett, kriegt Rasse wie 'ne Spanierin und fängt wieder an, einem Laune zu machen. Hol's der Teibel!“

„Führ' nicht ewig Deinen „Teibel“ im Maul. Ist genug, daß Du ihm drinnen im Leibe hast. Du . . . Du Schuft!“

„Du . . . das Schimpfen schenk' Dir gefälligst!“ Und wieder begann der flimmernde Reitpeitschenknopf vor Gottfried auf und nieder zu tanzen.

Der stand und hatte die auf den Rücken gelegten Hände fest ineinander geschlungen, hielt die eine gleichsam mit der anderen von einer jähen Tat zurück.

„Das . . . das eine wollen wir also als erledigt betrachten. Man käme ja aus dem Händewaschen nicht 'raus, wollte man sich an jedem elenden Verleumder und Ehrabschneider selber vergreifen! Nun die Hauptsache: Wie stehst Du eigentlich mit meiner Schwester?“

„Wie . . .? Wie soll ich denn mit ihr stehen? Wie's zwischen zwei Liebesleuten nun 'mal von Adam und Eva her gang und gäbe ist — sehr einfach!“

Gottfried strich sich mit mechanischer Bewegung über das nasse Haar. Er wußte nicht recht, wie er das, was ihm im Herzen braunte, in Worte bringen sollte, ohne gleich wieder dem Faß den Boden auszuschlagen. Schließlich suchte er der Sache von hinten herum beizukommen.

„Dein Vater hat Elsbeth damals vor Dir gewarnt . . . in Deiner Gegenwart sogar!“

„Ja. Aber sie hat nicht darauf gehört. Sie hören nie auf vernünftige Ratschläge, die Langhärigen, wenn sie die richtige Liebe im Leibe haben. Ich hab's Deiner Schwester übrigens selbst gesagt, daß nicht allzuviel mit mir los ist. Daß es sicher zuverlässigere Ehe Kandidaten gibt, als ich einer bin.“

„Das Anlügen spare Dir! Elsbeth versichert, daß Du ihr das Blaue vom Himmel herunter versprochen hast: ein Muster von Mensch zu werden, und weiß ich, was sonst noch alles!“

„Gewiß . . . das kann ich wohl auch 'mal gesagt haben; 's hat schließlich jeder 'mal seine schwachen Stunden. Und was redet man nicht alles zusammen, wenn so 'n Mädel neben einem hockt und einem die Ohren voll heult!“

Gottfried stand wieder einen Augenblick in Grübeln. Die rüde Herzlosigkeit dieses „Liebhabers“ kam ihm gar nicht recht zum Bewußtsein von der Sorge und dem Gram um die Schwester, die mit scharfen Zähnen an ihm fraßen:

„Ich hab' das alles nicht so ernst genommen, im Anfang. Hab' das Mädel für eine trotzig Jöhre gehalten, die auf Dich wie auf ein Spielzeug versessen war. Aber . . .“ Er brach ab und starrte in das von Millionen Taupfropfen wie von einem silbernen Reif überzogene Gras zu seinen Füßen.

„Ja, ich hab's nicht so ernst genommen, natürlich. Sonst hätt' ich mich höchstens gehütet.“ versetzte der andere in einem seltsamen Gemisch von Aerger und Spott. „Man langweilt sich in solchen Hundesternen wie Zerlitz und Rodenau zum Auswachsen, und macht sich dann eben zum Zeitvertreib an das erste hübsche Mädel 'ran, das einem über den Weg läuft. Die meisten sind ja auch ganz gescheit, sagen sich, daß das Leben kurz ist, und daß es mehr Männer gibt als gerade den einen. Und wenn man sie eines Tages satt hat, na, dann haben sie schon am anderen Abend den Nachfolger an der Schürzenstripppe. Aber Deine Schwester! So schwach sie sonst sein mag . . . in diesem einen Punkt ist sie zäh wie Kuhleder. In diesem einen Punkt scheinen alle ihre Kräfte zusammenzulaufen. 's ist keines Menschen Sache als nur meine eigene, wenn ich unglücklich werde durch Dich!“ hat sie mir erst neulich wieder erklärt. „Lieber will ich mit Dir in der Hölle, als ohne Dich im Himmel sein! Im Himmel, ja . . . denn dahin kommt man, wenn man stirbt, sagt Pastor Reimer. Und sterben müßt' ich, wenn Du mich verließest!“

Selbst in Fritz Reinhardts leichtsinniger Stimme schlug ein Klang wie von Ernst und Feierlichkeit an, als er diese Worte eines schwachen Menschenkindes wiederholte, das nur noch durch seine Liebe lebte, für das das Leben ganz zur Liebe, die Liebe ganz zum Leben geworden war.

„Ja . . . wenn das so ist . . .“ Gottfried starrte noch immer in das flimmernde Gras. Plötzlich aber hob er den Blick des großen, merkwürdig hellen Augen, in denen jetzt durch alles Leid und allen Gram eine scharfe, stahlharte Entschlossenheit blitzte; eine Entschlossenheit, vor deren bohrendem Ausdruck dem anderen ein Unbehagen über den ganzen Leib kroch.

„Wer A gesagt hat, muß auch B sagen, Du Jammerlappen, der mit Menschen spielen will und selbst zu nichts weiter gut ist als zum Spielzeug. Deinem Vater bist Du durch die Finger gerutscht mit Deiner faulen Ausrede, daß es bis zum Heiraten noch weit hin wäre, daß kein Mensch wüßte, was da noch alles dazwischen kommen könne. Mir aber . . .“

„Beruhige Dich, lieber Schwager. Es kommt nischts mehr dazwischen. Im Herbst gibt's Hochzeit ohne Mucksen und Murren!“

„Denkst Du, Du kannst auch mich mit Redensarten dumm machen?“

„Durchaus nicht. Was sein muß, muß sein! Maul auf, Zange rein, und 'raus ist der Zahn! Wie das im Leben so geht. Je eher einer heiratet, desto rascher er Großvater wird!“

„Mit deinen faulen Witzen . . .“

„Laß mir doch mein Pläsir. Mit Humor trägt man auch das Schwerste leicht. Die Sache an sich ist bitterer Ernst! Auf Ehre und Gewissen. Ich hab' zum Oktober eine Stellung in Berlin in Aussicht . . . pickfein, prima. Deiner Schwester eröffnet sich wahrscheinlich noch eine glänzende Zukunft an meiner Seite — äußerlich wenigstens!“

„Frau Bankdirektor wohl — was?“

„Laß nur noch ein paar Tage. Ich red' nicht gern über Dinge, die noch in der Schwebe sind — aus Aberglauben.“

„So . . . so!“ Gottfrieds harter, bohrender Blick wich keine Sekunde von dem hübschen, kecken, unruhig zuckenden Gesicht. „Du kannst Deine Geheimnisse für Dich behalten. Nur das will ich Dir sagen: Hälst Du meine Schwester nicht, wie sich's gehört, machst Du sie unglücklich . . . wenn's ihr auch egal ist, jetzt wenigstens . . . mir ist's nicht egal . . . Ich reiß Dir die Gurgel aus dem Halse oder schlag' Dir den Schädel ein!“

Fritz Reinhardt antwortete nicht gleich, ging zunächst rückwärts, Schritt für Schritt zu seinem Pferde löste den Zügel vom Aststumpf und schwang sich mit einem Ruck in den Sattel. Dann aber rief er mit schneidendem Spott hernieder: Na ja — in so was hast Du ja Uebung!“ gab dem Gaul die Sporen und sprengte in den Nebel hinein.

Gottfried ging langsam durch Wiese und Feld heimwärts, blieb manchmal in Grübeln stehen und schüttelte den Kopf über sich selbst.

„Ja, das ist sicher, das ist keine leere Redensart gewesen! Wenn der, Deines Onkels Jörg einziger Sohn, Deiner Schwester das Leben verdirbt, dann schlägst Du ihn nieder wie einen tollen Hund!“

Was war denn das mit ihm? Welche schwarzen Geister kreisten um seinen Kopf, welche dunklen Gewalten trieben ihr Wesen in seiner Brust? So war das durch ihn hingezogen, so hatte es ihn gerüttelt und geschüttelt, damals, als der Stiefvater auf dem Leben wie der unerträgliche Druck einer dumpfen harten Last gelegen hatte. Abschütteln! Frei werden! Mach' dich frei! Hilf dir selbst, wenn Gott dir nicht helfen will! . . .

Damals hat er's bezwungen. Warum kam es denn heute mit so viel stärkerer Macht wieder über ihn, heute, nachdem Pfarrer Christ ihn durch fünf lange und bange Jahre gelehrt hatte, daß Begreifen und Verzeihen die erste und höchste Pflicht des Menschen gegen den Menschen sei: „Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“? Trug das Zucht-haus die Verantwortung? Der Umgang mit den Hunderten, die alle auf eigene Faust irgendein wirkliches oder eingebildetes Menschenrecht an sich gerissen hatten, und von denen die meisten dabei blieben: „Es war gut so, wenn ich auch nach dem Gesetze dafür büßen muß. Es war gut. Und wenn es wieder an mich herankäme, würde ich's wieder so machen!“ . . .? War der äußere Einfluß dieser düsteren fünf Jahre daran schuld, oder lag dieser dunkle Trieb: du kannst keine Niedertracht und kein Unrecht mit ansehen; du mußt es selber abwehren und gutmachen, wenn kein anderer es gutmachen will, tief in seinem innersten Wesen begründet? War es das Erbteil seines Vaters, gewachsen und gestärkt unter einer langen, schuldlos erlittenen Strafe? Und jagten ihn diese dunklen Gewalten auf eine falsche Bahn, oder war es die rechte? Was war das Rechte, was war das Falsche im Leben? Wer bestimmte darüber, wer wußte es? Konnte jeder nur selbst die Entscheidung fällen, ob das, was in seiner Brust zum Vorsatz, aus dem Vorsatz zur Tat wurde, recht oder falsch war — durch sein Gewissen?

Gottfrieds Blick tastete ins Leere, als suchten sie Außer sich einen Halt, eine feste und sichere Ge-

wißheit, an die sie sich klammern könnten. Aber sie fanden diesen Halt nicht, und die Hände sanken zurück, und die Augen bohrten sich wieder in den Erdboden, in die schwarze, feuchtduftende Scholle, über die er dahinschritt, aus der er herausgewachsen war. Und dabei war es ihm, als wäre er eine Welle im Meere, die der Wind trieb, wie und wohin er wollte.

Wie zerschlagen an Leib und Seele fiel er auf sein Lager und schlief einen dumpfen, schweren Schlaf.

Am nächsten Morgen war Elsbeth schon früh auf den Beinen. Als Gottfried in die Küche trat, seinen Kaffee zu trinken, warf sie, ohne ein Wort dazu zu sagen, sein Tagebuch und ihre angefangene Abschrift — sie hatte es gerade auf sechs Seiten gebracht — auf den Tisch vor ihm nieder.

Da ging es Gottfried wieder durch den Sinn: Ach, wir sind ja alle nichts weiter als Wellen im Meer, die der Wind treibt. Die einen glitzern oben in der Sonne, die andern wühlen unten in der Tiefe; und zerrinnen müssen sie alle, die einen wie die anderen. Mag denn der Wind mich treiben, wie er will!

Er nahm sein Buch, schrieb ein paar kurze Begleitzeilen dazu und schickte es an den Verleger, dessen Adresse Pfarrer Christ ihm angegeben hatte.

VIII.

Müde und müder wurde der Sommer. Seine Arbeit, das Wachsen- und Reifenlassen, war getan, ab und zu schickte schon der Herbst schwere Stürme und Regengüsse als Boten seines Nahens in die Welt, aus der die bunte Harmonie der Farben von Tag zu Tag mehr verschwand. In den Wiesen klang die Sense zur zweiten Mahd. Die Felder, auf denen nur noch späte Kartoffeln und Rüben der Ernte harnten und über die hin die Flinten der Jäger lustig knallten, fingen an öde und eintönig zu werden. Nur noch die Lupinenschläge strömten süße Düfte aus; zwischen das Gelb der Stoppeln aber und das weißblühende Kraut der Seradella schoben sich bereits frischgepflügte schwarze Erdbreiten, großen Gräbern gleich.

Um diese Zeit rüsteten sich die Rodenauer, mit dem alljährlichen Erntefest zugleich das dreihundert-jährige Jubiläum des Bestehens ihrer Ortschaft zu feiern — Anlaß genug für die Paradekostüme, mit deren Anfertigung Trude Hoffmann nahezu drei Wochen im Plathe'schen Hause festgehalten worden war. Hoffte doch der dicke Gemeindevorsteher, der noch nie aus seinem Herzen eine Mördergrube gemacht, auf das Erscheinen eines allerhöchsten prinzipiellen Gastes und — Ehre, wem Ehre gebührt — auf die Verleihung eines, wenn auch noch so kleinen Ordens.

Pastor Reimer zerbrach sich zu mancher Stunde den Kopf über eine aufsehenerregende Rede; — wahrlich ein saures Stück Arbeit für einen, der seit zwanzig und mehr Jahren keine neue Predigt mehr ersonnen hat, weil seinen Hörern und vor allem ihm selber die im ersten Jahrzehnt seiner Amtstätigkeit gehaltenen reichlichen Genügen boten! Der Pastorbauer durchstöberte Berge von Büchern nach Vorlagen für die Kostümierung des historischen Feldzuges, der ein getreues Abbild aller im Laufe eines halben Jahrtausends in Rodenau ansässig gewordenen Familien nach Rassen und Volksstämmen geben sollte, und verfaßte außerdem einen Festprolog in Versen zum Vortrag durch Erna Plathe, für die Tochter des Ortsoberrhauptes, bestimmt. Fräulein Elena Friese, die sich wieder mal sehr nach einem öffentlichen Auftreten sehnte, studierte die Solopartie einer vom Gesangsverein vorbereiteten Hymne, und der Krieger- und Landwehrverein, sowie die Freiwillige Feuerwehr übten die ungelenkten Beine im Parade-

marsch. Während aber Elsbeth Reinhardt sich mit den anderen zu Ehrenjungfrauen erkorenen Bauern-
töchtern noch über das passendste Festkleid herum-
stritt — Weiß mit Rot oder Weiß mit Blau oder
Weiß mit Grün —, flocht Trude Hoffmann mit den
ihr befreundeten Tagelöhner- und Häuslermädels, die
wegen ihrer Armut der Ehrenjungfrauschaft nicht
für würdig befunden wurden, kilometerlange Gir-
landen für die Ausschmückung der Feststraße, des
Festplatzes und der Kirche.

Die Bauernsöhne, die bei der Kavallerie gedient
hatten, — was ihnen als eine besondere Auszeich-
nung galt, weil man da mehr Geld loswerden konnte
als bei der Infanterie — gedachten gar, dem Fest-
zug durch einen Trupp berittener Seidlitzkurassiere
und Ziethenhusaren in den Uniformen der frideri-
zianischen Zeit besonderen Glanz zu verleihen, wäh-
lten den flotten Fritz Reinhardt aus Zerlitz zu ihrem
Leutnant und gingen auf ihrem Werbegang einzig
und allein an Gottfried Reinhardts Hause vorüber.
Und war koch kein einziger in Rodenau, der sein Hei-
matnest lieber hatte als Gottfried Reinhardt, der sich
mehr über dessen stetig wachsenden Wohlstand freu-
te und ihm heißeren Herzens ein kraftvolles Wei-
terblühen wünschte als dieser eine, auf stillschwei-
gende Verabredung Vergessene.

Verstohlen vom Fenster aus oder durch den Spalt
des halboffenen Holtores mußte er zusehen, wie sei-
ne Jugendgespielen auf der Dorfstraße einen Mast
nach dem anderen errichteten, grüne Gewinde da-
zwischen spannten und sie mit Fahnen und Kränzen
ausstaffierten. Die Zähne aufeinanderbeißend mußte
er zuhören, wie selbst seine Knechte in diesen Tagen
von nichts anderem sprachen als von dem heranrück-
enden Fest.

Nur der rote Alwin machte sich des öfteren den
Spaß, in den überschäumenden Begeisterungswein
seiner Arbeitsgenossen durch allerlei freche Redens-
arten einen Schuß Wasser zu gießen. Und seinen
einzigen Freund, den Pferdeknecht August, packte
er gleich an der Binde, als dieser, der beim Land-
wehrverein als Träger der Festscheibe mitwirken
sollte, sich die fortwährenden Stichelreden verbat.
Denn seit Trude Hoffmanns schlanke Gestalt nun
wieder Tag für Tag auf dem Reinhardt'schen Hof
vor des roten Alwin Augen stand, schien der Bur-
sche wie vom Teufel besessen, ließ die ihm übertra-
gene, noch so wichtige Arbeit im Stich, um nur in
die Nähe des heiß begehrten Mädchens zu gelangen,
und verschärfte durch die Umrde, in die er Gott-
fried damit versetzte, dessen ohnehin wirre und qual-
volle Stimmung.

Oft war es Gottfried jetzt, als ob Trude Hoff-
manns braune Augen ihn heimlich mit dem Aus-
druck zärtlichen Mitgeföhles streiften. Und er wußte
nicht, ob er sich darüber freuen oder ärgern sollte.
Er nahm sich wohl gar vor, das Mädchen, zu dem
er sich wie von dunklen Gewalten hingezogen fühlte,
ganz aus seinem Dienst zu entlassen, und brachte
es wenigstens fertig, barsch und unfreundlich zu ihr
zu sein, wie er es auch zu allen anderen war in
diesen Tagen einer tiefen seelischen Zerrissenheit,
in der er sich einen Haß auf die ganze Welt, sich
selbst nicht ausgenommen, einzureden suchte. Wie
ein Kranker war er, der es nicht lassen kann, die
schmerzenden Stellen seines Körpers durch Tasten
und Drücken unaufhörlich zu reizen. Nur solchen
Dingen grübelte er nach, die seinen dumpfen Un-
willen steigern und anstacheln mußten, war dessen
gewiß, daß sein Tagebuch verloren gehen oder dem
Verleger nicht gefallen, daß seine Unschuld nie aus
Licht kommen würde, fühlte es wie die Last einer
dumpfen Ahnung, daß nicht nur Fritz Reinhardt seine
Schwester, sondern auch Erna Plathe ihn selbst zum

Kaiser-Borax

Zum tägl. Gebrauch im Bad und Waschwasser.

Kaiser-Borax ist das mildeste und gesündeste Verschönerungs-
mittel für die Haut, macht das Wasser weich, heilt rauhe und
unreine Haut, macht sie zart und weiß und beseitigt jeden übeln
Geruch. Ein Bad mit Kaiser-Borax nach starker Schweißabsonder-
ung wirkt sehr erfrischend und anregend. Nur echt in roten Cartons.
Kaiser-Borax-Seife erstklassige Toiletseife.

Alleiniger Fabrikant Heinrich Mack in Ulm a. D.

bösen Ende hintergehen würde. Und schwor sich's
wieder und wieder zu, weder das eine noch das
andere geduldig hinzunehmen, für jeden Betrug und
jedes Unrecht, das ihn oder einen der Seinen trafe,
Rechenschaft zu fordern auf eigene Faust.

Auch mit der Mutter sprach er, wenn er über-
haupt einmal in dieser schweren Zeit den Mund zu
einem nicht unbedingt notwendigen Worte öffnete,
nur über das, was ihm marterte und quälte: über
Elsbeths Zukunft vor allem anderen. Und als die
Frau, die die glückliche Gabe besaß, das Schwer-
ste leicht zu nehmen, ihn zu beruhigen suchte: Fritz
Reinhardt habe tatsächlich ganz bestimmte Aussicht,
bei einem alten Freunde, der zum Oktober oder
Januar in Berlin ein Bankgeschäft eröffnen würde,
eine einträgliche Stellung zu finden, Fritz Reinhardt
hätte hoch und heilig versprochen, dann sofort Hoch-
zeit zu halten, hatte er zur Antwort nur ein Holn-
gelächter: „Natürlich —! Der Laffe könnte euch
vorreden, er wäre zum Direktor einer Berliner Groß-
bank auserschen, und ihr würdet ihm auch das glau-
ben!“

Dann kam — viel früher als er gehofft — der Be-
scheid des Verlagsbuchhändlers. Die Aufzeichnungen
hätten seinen Beifall gefunden, schrieb er, und er
wäre nicht abgeneigt, sie sofort mit einem einlei-
tenden Vorwort seines juristischen Mitarbeiters druck-
en zu lassen, wenn Gottfried sich bereiterklären
würde, ein- für allemal auf jegliches Honorar und
auf alle Rechte an seiner Arbeit zu verzichten. Soll-
te sich, wider Erwarten, ein gutes Geschäft mit dem
Buche aufun — die Schicksale von Büchern ließen
sich ebensowenig vorher bestimmen wie die Schick-
sale der Menschen —, so würde sein Verlag es als
eine Ehrensache betrachten, dem Verfasser eine ent-
sprechende Vergütung zu gewähren, auch ohne da-
zu verpflichtet zu sein.

Postwendend gab Gottfried sein Einverständnis
kund. Den Rat des Onkels Jörg, sich für den Fall
eines doch immerhin nicht unmöglichen Erfolges ge-
wisse angemessene Geldbezüge vertraglich sicher
auszubedingen, schlug er mit der Entgegnung in den
Wind, daß der Verlagsbuchhändler ihm solche ja
schon freiwillig in Aussicht gestellt hätte, und daß
er selbst es nicht fertig brächte, einen offenbar ge-
fälligen und ehrenwerten Mann durch Zweifel an
seinem Versprechen zu kränken.

Der Glaube des reinen Toren war mit einemmale
wieder obenauf in ihm. Und wie er im fast kindischen
Uberschwang seines Glücksgeföhles nun wieder gut
und freundlich zu allen Menschen war, so war er's
auch zu Trude Hoffmann. Als ihn zum Dank da-
für aus ihren Augen ein Strahl warmer Freude ent-
gegenbrach, riß es an ihm, als müßte er ihre Hände
nehmen, ihr zärtliche und liebevolle Worte sagen.
Und nur mit Mühe zwang er das stürmische Begeh-
ren seines hämmernden Herzens nieder.

Zwei, drei Tage ging er wie in einem seligen,
purpurroten Rausch umher, hielt sich viel in Trude
Hoffmanns Nähe und konnte nicht anders, mußte
ihr, und nur ihr allein, davon sprechen, daß er durch
die Veröffentlichung seines Zuchthausgebüches

nun doch vielleicht noch einmal rein dastehen würde vor der Welt. Das Mädchen atmete schwer, und ihr Blick hing an seinem Munde. Die Leute auf dem Hofe aber steckten die Köpfe zusammen, wenn sie die beiden, den Bauer und seine Tagelöhnerin auf Schritt und Tritt beieinander sahen.

Erst dadurch, daß der rote Alwin ihm im Vorübergehen ein paarmal frech und verwegen ein von zügellosem Haß entstelltes Gesicht zeigte, kam Gottfried wieder zur Besinnung. Wohin verirrst du dich? Du darfst keine andere lieb haben; denn du hast dich an Erna Plathe gebunden! Der du dich versprachtest, gehörst du, solange sie lebt. Verkrieche dich nicht hinter die feige Ausrede, daß sie sich nicht um dich kümmert, daß du Stunden hast, in denen ein quälender Argwohn an ihrer Treue dich beschleicht! Bewahre du ihr selbst die Treue, so hast du auch ein Recht, ihre Treue für dich zu fordern! — Aber das sah er ein, daß der Vorsatz, sich gegen die heiß Begehrte im Zaume zu halten, ihr kühl und gemessen zu begegnen, sie zu meiden, wo's irgend möglich war, keinen sicheren Schutzwall errichtete gegen die Naturgewalt, die ihn zu ihr hintrieb. Sein Herz war jung und schrie nach Liebe und Zärtlichkeit, jetzt, da die Freiheit und der Sommer ihm einen großen Teil seiner früheren Gesundheit und Kraft wiedergegeben hatten, mehr denn je zuvor. Er mußte also Mittel und Wege finden, sich Erna Plathe zu nähern, sie wieder häufiger zu sehen und zu sprechen, um unter ihren Küssen die Sehnsucht nach den Küssen der anderen zu vergessen.

■ ■ ■

Am Abend vor dem eigentlichen Jubeltage war's, daß er sich zum erstenmale seit seiner Heimkehr dorthin auf den Weg machte, wo er hoffen durfte, der Braut inmitten seiner Rodenauer Landsleute wieder öffentlich zu begegnen. Das war der große, lindenberdachte freie Platz zwischen der Kirche und dem Gasthause „Zur Krone“, den im Hinblick auf das Fest Pfefferkuchen-, Würfel- und Gauklerbuden, Karussells und Luftschaukeln dicht besetzt hielten, und auf dem sich im flackernden Schein der Windlampen bei Leierkastengedudel, Trompetengeschmetter und Paukengedröhn eine frohe Menge lärmend und lachend schob und drängte.

Aus zahlreichen, grell beleuchteten Gesichtern, die ihm seit nahezu sechs Jahren nicht mehr vor die Augen gekommen waren, sah Gottfried neugierig-erstaunte, auch wohl höhnische, ja feindselige Blicke auf sich gerichtet. Fast überall, wo er vorüberkam, verstummte sogleich die laute Unterhaltung, einer stieß den anderen an, winkte mit den Augen, flüsterte ein paar, nur dem Nächststehenden verständliche Worte. Anfangs war Gottfrieds Mund vor Grüßen nicht zum Stillstehen gekommen; als aber sein freundlich zutrauliches „Guten Abend!“ von niemandem auf halbwegs entgegenkommende Art, von den meisten knapp und kalt und von einigen überhaupt nicht erwidert wurde, biß er die Lippen zusammen, grub die Hände in die Taschen und schob sich, den Kopf im Nacken, durch das Gedränge, als wären diese alle hier ihm fremd und unbekannt.

Dadurch erregte er natürlich offenen Unwillen; hinter ihm her klangen Reden, wie: „Was will denn der hier? — der kriegt woll die Zähne nicht von nander? . . . der hätte lieber zu Hause bleiben sollen, der . . .“; und scharf und schneidend ging wieder der Stich der feinen eisigen Nadel durch sein Herz und alle seine Nerven. Doch er kämpfte die jäh in ihm aufwallende Regung, diesem Spießrutenlaufen durch eine rasche Heimkehr ein Ende zu machen, zornig nieder und bekam beim Weiterschrei-

ten einen stolzen, fast herausfordernden Ausdruck in seine hellen Augen. Langsam überwand er das rieselnde Unbehagen und, nachdem er sich eine halbe Stunde lang von dem Menschengewoge hatte schieben und stoßen lassen, fühlte er sich sogar ganz wohl in dem brausenden Trubel, vergaß auch wohl vor Schauen und Schauen ein paar Minuten lang, daß er eigentlich nur herübergekommen war, um eine Begegnung mit Erna herbeizuführen, und empfand dann auf einmal neues Unbehagen, als er seine Schwester statt in Fritz Reinhardts Gesellschaft an Arme einer Freundin unruhig spähenden Auges durch die Menge streifen sah. Endlich, während er sich gerade anschickte, einen Rekognoszierungsgang nach dem Hause mit dem „wildgewordenen Dach“ zu unternehmen, traten aus der fortwährend auf und zu klappenden Tür der „Krone“, hinter deren erleuchteten Fenstern es nicht weniger lärmvoll zuging als auf dem Platze draußen, zunächst der Gemeindevorsteher in der Uniform eines Hauptmannes der Freiwilligen Feuerwehr, anzuschauen wie eine riesige, buntangestrichene Tonne, und der Großbauer Brückner, der heute als Befehlshaber des Landwehrvereines Degen, Schärpe und vorsintfluthlichen Zylinder trug, und, lang und dürr und mager in seinen Kleidern hängend, wie eine raffiniert ausgestaffierte Vogelscheuche aussah. Hinter diesen beiden aber erschien Erna, zur Linken von Fritz Reinhardt, zur Rechten von des Bauern Brückner ältestem Sohne Waldemar flankiert, einem geschniegelten semmelblonden Kerlchen, das in Berlin auf den „Polizeileutnant studierte“, zur Zeit aber beim Trainbataillon seine Vizewachtmeisterübung ableistete, was seine Brust mit umso höherer Wonne schwellte, als er der erste Rodenauer Reserveleutnant zu werden gedachte.

Gottfried war dicht an den Eingang des kleinen Vorgartens, der die „Krone“ gegen den Platz hin abschloß, herantreten und zog mit einem höflichen „Guten Abend, Herr Plathe“ den Hut. Der Gemeindevorsteher in seiner Festfreude und Ordenshoffnung legte die weißbehandschuhte Rechte an den Helmrand und schien sogar geneigt, sich zu irgend einem leuteeligen Wort herabzulassen.

Brückner aber, dem es schon wieder war, als hörte er Gottfrieds Peitsche auf seines Nesthäkchens Unausprechlichen klatschen, stieß sogleich seinen ortsbekannten heiseren Entrüstungshusten aus, zog Plathe mit einem „Aeh . . . äh . . . lieber Kamerad!“ einen Schritt beiseite und setzte hinzu: „Es wird Zeit, lieber Kamerad, daß Du zum Sammeln blasen läßt!“

Gottfried sah wie Hilfe suchend nach Erna hin. Eben bengte sich Fritz Reinhardt mit einem spöttischen Blick auf ihn zu ihrem Ohr nieder und flüsterter ihr eine Bemerkung zu, über die sie zunächst errötete, sich dann aber zu einer Miene eisigen Hochmutes zwang. Und der kleine Vizewachtmeister mit dem großen Säbel machte dabei ein Gesicht, als säße ihm ein unangenehmer Geruch in der Nase. In demselben Augenblick erscholl auch schon ein schmetterndes Trompetensignal, und Gottfried wurde von den im Sturmschritt anrückenden Mannen der vier oder fünf Vereine, die in dem kleinen Rodenau üppig genug gediehen, in einen Haufen schnatternder Kinder gedrängt.

Gerade wollte er sich zu seiner Schwester, die er abseits in einer Gruppe junger Mädchen gewahrte, hindurchwinden, als der Schneidemühlenbesitzer Gräbert — derselbe, der ihm durch den Doktorbauer die einträgliche Holzfahrt für den Winter versprochen hatte und der wohl Zeuge der vorangegangenen peinlichen Szene gewesen war, — ihn derb am Arm packte und laut genug, um weit in der Runde verstanden zu werden, zu ihm

sagte: „Vernünftig, mein Junge, daß Du endlich mal wieder unter Menschen gehst! Und wenn andere Dir 'n schiefes Maul machen, zu mir kannst Du alle Tage kommen. Dein Vater war mein bester Freund, und ich weiß, daß meines besten Freundes Sohn kein schlechtes Gewissen hat, und daß er sich vor gewissen Heupferden mit 'n Säbel um 'n Bauch und 'n Vereinsvogel im Kopp nicht zu verkriechen braucht.“ Dabei wiukte er mit spöttischem Lächeln zu der Gruppe Plathe und Brückner, deren Gegner er von altersher war, hinüber, legte Gottfried den Arm um die Schultern und sprach weiter: „Komm, mein Junge, trinken wir 'ne Flasche Rotspon drinnen bei der alten Hexe, die Deine Großtante sein will nach meiner Meinung aber des Teibels leibhaftige Großmutter ist.“

Doch der so freundlich Begönnerte machte sich unsanft frei und schlug sich ohne ein Wort entschuldigender Absage über den erleuchteten Platz hinweg nach der dunklen Dorfstraße zu, deren wenige, einmal von einem freigebigen Jagdpächter gestiftete Laternen nur vom 1. Oktober bis 31. März angezündet wurden. Die Menge hinter ihm aber hielt sie verpflichtet, in ein wiehernendes Gelächter auszubrechen, und einige immer Durstige drängten sich an den mit verblüffter Miene um sich sehenden Schneidemühlenbesitzer heran und bestürmten ihn, statt der ausgefallenen „Pulle Rotspon“ nun eine Tonne Bier „fürs allgemeine Wohl zu schmeiseln“.

Nahe seinem Hause, das dem Festplatz ziemlich fern am nördlichen Ausgang des Dorfes lag, nahm der von einem Empfinden brennender Scham gefoltete Gottfried seinen Hut vom Kopfe und trocknete sich den Schweiß ab, der auf seiner kalten Stirn in dicken Tropfen stand.

Hinter ihm erschollen die heiteren Klänge des Zapfenstreiches, und wie er sich fast gegen seinen Willen umwandte, sah er, daß der Zug von der „Krone“ her in die breite, schnurgerade Dorfstraße einbog und die Richtung auf ihn zu nahm: eine unruhig wogende, dunkle Masse, phantastisch beleuchtet von den Flammenzungen der weißen Magnesium- und roten Pechfackeln, die in den grünen Baumkronen der alten Linden huschende Lichter entzündeten und einen stumpfen Schein gegen den Himmel warfen.

Gottfried wäre am liebsten ins Haus getreten, um der überschäumenden Freude seiner Landsleute, die die Musik mit lautem Gesang und gellenden Juchzern begleiteten, nicht Zeuge zu werden. Aber er kam nicht weiter als bis zum Torwegspalt, hinter dem er in den letzten Tagen schon so manchesmal gestanden. Dort hielten ihn leidenschaftliches Interesse und seine alte Neigung, sich Selbstqual zu bereiten, festgebannt. Und wie der Fackelzug, zu dem sich neben den Vereinen und der Schule alles zusammengeschart hatte, was noch im Hotten Marschtempo einen Fuß vor den anderen setzen konnte, an Gottfrieds Versteck vorüberschwoll: eine brausende und flammende Kulgebung der Lebensfreude und Heimatsliebe, weckte er in dem verborgenen Späher zahllose, wirt durcheinander taumelnde Erinnerungen an seine Jugend und an die kurze Zeit, in der er mit Lust des Königs Rock getragen: und ein heißes Schluchzen quoll aus seiner Brust. Mit tränenunflortem Blick sah er die knöchigen, in affektierter Eitelkeit zu einem fast grinsenden Lächeln verzerrten Züge Brückners, und des Gemeindevorstehers gemüthliches, in selbstgefälligem Stolz strahlendes Vollmondgesicht unter dem blankbeschlagenen Helm, sah er des Schneidemüllers Gräbert knallrotes Antlitz, das von Alkohol und echter Begeisterung widerstrahlte. Fritz Reinhardt, Erna

Plathe, der zukünftige erste Rodenauer Reserveleutnant, und Fräulein Frieze, die wohl verspätet aus Zerlitz eingetroffen sein mochten, bildeten, alle vier Arm in Arm, zwischen der Feuerwehr und dem Landwehrverein ein Glied des Zuges, wie wenn ihnen darin ein besonderer Ehrenplatz zukäme. Seine Schwester indessen konnte Gottfried trotz allen Spähens nicht entdecken. Wahrscheinlich ist sie schon wieder zum See oder zu sonst einem heimlichen Stelldichein voraus, an dem sie wohl heute umsonst auf ihren angebotenen Schatz warten wird, mußte er denken.

Als Gottfried, der sich mit Onkel Jörg zum Besuch des Festgottesdienstes verabredet hatte, am nächsten Vormittag aus seinem Stübchen im ersten Stock ins Wohnzimmer herabstieg, stand da Elisabeth im weißen Mullkleid, eine dunkelblaue Seidenschürze über die Brust geschlungen, und die Mutter war eben dabei, ihr einen Kranz frischer Kornblumen ins Haar zu stecken: auf Weiß mit Dunkelblau hatten sich die Ehrenjungfrauen geeinigt.

Wie die Mutter der in bräutliches Weiß gekleideten Tochter den Kranz aufs Haupt drückte, kam dem eintretenden Gottfried wie selbstverständlich der Gedanke an die Hochzeit, über die zwischen den beiden Frauen fortwährend verhandelt wurde, ohne daß hinter dem Gerede endlich greifbare Vorbereitungen zutage gekommen wären, auf die der sorgenvoll in die Zukunft Grübelnde umso sehnsüchtiger wartete, als das „heimliche“ Verhältnis schon seit Wochen offenes Gesprächsthema des ganzen Dorfes war. Dazu schien es ihm, als sähe seine Schwester heute merklich gealtert aus, als trügen ihre noch vor Tagen unverdrossen heiteren Züge einen vergrämten, ernsten Ausdruck.

„Ich bin nur gespannt,“ sprang es ihm herbe über die Lippen, „wann die Mutter Dir endlich den grünen Kranz wird ins Haar stecken können. Weshalb überhaupt — wenn doch bald geheiratet werden soll — verlobt sich Dein Bräutigam nicht öffentlich mit Dir? Fürchtet er, daß ihm der feste Brautstand bei seinem Herumscharwenken um die anderen Mädels im Dorf hinderlich sein könnte?“

Er war, während er das sagte, durchaus auf die übliche patzige Entgegnung Elisabeths gefaßt, und es gab ihm einen schreckhaften Ruck, daß die Schwester plötzlich in heißes Weinen ausbrach, ja, als er mit einem herzlichen: „Dich wollt' ich nicht kränken, Kind!“ auf sie zutrat, sich schluchzend an seine Brust warf und in leidenschaftlichem Flehen hervorstieß: „Liebster, liebster Friedel! Wenn ich auch oft schlecht zu Dir war, hilf Du mir doch, zwing' Du ihn doch, daß er mir sein Wort hält, daß er mich nicht zum Gespött und zur Schande macht vor dem ganzen Dorf! Nur vor Dir hat er Furcht — nur vor Dir!“

„Ich werde heute noch einmal mit ihm sprechen,“ versetzte Gottfried und stand vor diesem jähen Stimmungswechsel seiner Schwester wie vor einem unlöslichen Rätsel. „Und nun weine nicht, damit die Leute nachher nicht über Deine roten Augen zu tuscheln haben. Der — Dein Bräutigam soll heute nicht wieder mit anderen . . .“ Mit einem dumpfen Laut brach er ab und sah starren Blickes an Mutter und Schwester vorbei ins Leere.

Wenn Pastor Reimers Predigt auch wieder völlig auf den Ton von „Gottes Gnade — ohne unser Verdienst und Würdigkeit“ gestimmt war, so übte der Festgottesdienst doch auf den von vielen Hoffnungen und Zweifeln hin und her gerissenen Gottfried eine starke Wirkung aus. Vor allem durch die zahllosen Erinnerungen, die in der alten lieben Heimatskirche auf ihn einstürmten. An der Hand der Mutter sah er sich wieder als kleiner Knabe zum

erstemal voll ängstlicher Scheu den ihm unendlich feierlich dünkenden Raum betreten — am Weihnachtsheiligabend zur Christmesse, an dem der riesengroße Weihnachtsbaum mit den „tausend“ Lichtern seinen Kinderaugen geraden Weges in den Himmel gewachsen war. Als Schuljunge sah er sich auf dem Chor neben der Orgel stehen und aus Leibeskräften singen, als müßte er alle anderen übertönen. Als Konfirmand bog er noch einmal die Knie am Altar, kühlte Reimers schwere Hand auf seinem Scheitel und nahm mit Zittern und Beben seinen Segensspruch: „Sei getreu bis in den Tod“ entgegen. Seinen Vater, den strengen und gerechten Mann, sah er wieder vor dem Altar aufgebahrt im Sarge liegen; und zum erstenmal seit fast sechs Jahren faltete er seine Hände, nicht im Drange höchster seelischer Not und Verzweiflung, sondern inbrünstig und voll Hoffnung: „Gott, Du wirst mich nicht verlassen! Hilf mir, mein Gott!“

Umsonst hatte Gottfried beim Verlassen der Kirche nach seinem Vetter Fritz Ausschau gehalten, den wegen seines Betragens Elsbeth gegenüber zur Rede zu stellen er sich auch im Beisein des Doktorbauers nicht besonnen haben würde.

Zufällig erfuhr er gleich darauf aus dem Munde der Tante, daß Fritz versprochen hätte, heute bei seinen Eltern zu Mittag zu essen.

„Ich hab' ihm eigens darum geschrieben, und er hat zugesagt,“ plauderte die Kranke. „Leider kann er nicht lange bei uns bleiben, da um drei zum Festzug angetreten wird und er sich noch vorher im „Weißen Roß“ mit den anderen Husaren und Kürassieren zusammen ankleiden muß.“

Also gegen drei im „Weißen Roß“ dachte Gottfried; denn die kurze Glücksstunde dieser armen Mutter durch sein Dazwischentreten zu stören, hätte er nicht über sich gebracht.

Die Kostümierung der friderizianischen Reiter fand natürlich nur deswegen in einem und demselben Hause statt, damit nicht etwa der überraschende Eindruck verzettelt würde, der dem geschlossenen Hervorbereichen der Kolonne sicher sein mußte. Die fünfundzwanzig oder dreißig jungen Rodenauer, die bei der Kavallerie gedient hatten und in ihrem oder ihres Vaters Stall über einen einigermaßen reitbaren Gaul verfügten, hatten den Saal des „Weißen Rosses“ mit ihren Waffen und Montierungsstücken in ein Kriegsarsenal verwandelt; und da sie durch die Bank lustige Brüder waren, der „Weiße Roß“-Wirt auch das Bier in seinem Faß nicht abstehen ließ, so herrschte bei dem Einkleidungsakte eine lärmvolle Jubelstimmung, die noch dadurch gehoben wurde, daß die beiden hübschen Töchter des Hauses mit Nadel und Zwirn im Nebenzimmer bereitstanden, um einem schlecht sitzenden Knebel oder einem im letzten Augenblicke abgerissenen Knopf hilfreich beizuspringen, und sich nicht gerade beleidigt zeigten, wenn einer der kecken Reitersmänner sie in die rosigen Wangen kniff.

Gerade ließ Fritz Reinhardt sich den obersten Haken am Kragen seines roten, silberverschnürten Attila einen Zentimeter zurücksetzen — wobei er die hilfreiche Näherin mit dem Roßschweif seiner Husarenpelzmütze beständig an Ohr und Nase kitzelte, daß sie mit ihrer Arbeit nicht vom Fleck kam —, als Gottfried Reinhardt über die Schwelle trat. Der Roßwirt, der immer noch in ausgetretenen Lederpantoffeln und nicht eben sauberen Hemdärmeln in der Schankstube hantierte, hatte daran gedacht, dem ungebeten Gäste den Eintritt in den Saal zu verbieten. Da Gottfried seinem Gesicht aber die Miene ernster und dringlicher Wichtigkeit gegeben und da ein verständiger Wirt es mit niemandem verderben darf, so hatte er ihn schließlich pas-

sieren lassen.

In des Husarenleutnants vorbierseliger Verliebtheit schelmisch lächelnde Augen trat ein Ausdruck jähler Erschreckens, als der „Totschläger“ da plötzlich, die Köpfe einiger murrender Reitersmänner als Staffage hinter sich, im Rahmen der schmalen Tür erschien, und von seinem roten Mund sprang nach kurzem Besinnen ein Wortschwall des Zornes über die Unverschämtheit des Wirtes, der Hausrecht und Geheimnis so schlecht zu wahren verstände, sich jetzt aber als kluger Mann natürlich nicht blicken ließ.

„Ich hätte noch einmal ein paar Worte unter vier Augen mit Dir zu sprechen,“ fiel Gottfrieds laute Stimme klar und hart in des anderen, sich wirt und kranke überstürzende Rede.

„Hoho!“ rief einer der Friderizianischen drinnen im Saale.

„Die Sache wird ja wohl nicht so dringend sein, daß sie gerade heute erledigt werden muß!“ versetzte Fritz Reinhardt unsicher, fast schüchtern.

„Doch! Es muß durchaus noch heute sein! Gerade heute!“

„Maul gehalten!“ gröhnte eine andere Stimme hinter der Szene.

„Also . . . ich habe jetzt natürlich keine Zeit, wie Du wohl selbst einschen wirst. Es ist sogar die höchste Eisenbahn, daß ich fertig werde!“ Der Leutnant wurde schon etwas müdiger und schickte einen unklaren, wohl auf die Heischung fremdlichen Beistandes berechneten Blick zu seinen Soldaten hinüber, die sich jetzt zu einem dichten Haufen hinter Gottfried zusammenzustauen begannen.

„Freiheit, sich hier einzudrängeln, — überhaupt so einer. — Was will denn der aus dem Zuchthaus unter anständigen Leuten?“ scholl es aus dem wirren Knäuel, in dem wohl kaum einer noch vollständig nüchtern war.

Fritz sah die Zornader auf der Stirn des in stummer Erregung schwer Atmenden schwellen und hielt es für geraten, im Gegensatz zu den anderen seine Gerechtigkeit und seine wohlwollende Gesinnung zu markieren.

„Mischt Euch nicht ein!“ rief er den Lärmern zu und sprach dann zu Gottfried wieder in sanftem, einlenkendem Ton: „Wenn Du durchaus mit mir reden mußt — ich weiß zwar nicht, worüber —, so stehe ich später, nach dem Festakt, gern zu Deiner Verfügung. Jetzt aber störe uns, bitte, nicht länger!“

„Schmeißt ihn raus, den Totschläger!“ brüllte der Gröhler im Hintergrunde trotz der vorangegangenen Ruhemahnung seines Vorgesetzten.

Gottfried stand wie ein Pfahl.

„Hast Du keine Zeit, mich allein anzuhören, so sage ich Dir in Gegenwart Deiner Kumpane hier, was ich Dir zu sagen habe,“ warnte er mit zitternden Lippen, aus denen alles Blut gewichen schien.

„Ach, quatsch doch nicht!“ stieß der Leutnant, der wohl einsehen mochte, daß an einen friedlichen Vergleich nicht zu denken war, und der für den Fall der Not auf den Beistand seiner angetrunkenen Mannen baute, in jähem Stimmungswechsel heraus.

„Also gut denn —“ Gottfried trat wieder, wie jüngstens am Secufer, seinem Vetter so nahe Brust an Brust gegenüber, daß sein heißer Atem dessen nervös zuckendes Gesicht streifte. „Du hast mir neulich versprochen, meine Schwester, die Du nun lange genug ins Gerede gebracht hast, im Herbst zu heiraten. Und ich hab' Dir gesagt: Wenn Du sie glücklich machst, wirst Du's bezahlen. Ich wiederhol's Dir heute, ich warne Dich zum letztenmal.“

Ich leid's auch nicht länger — keinen Tag, keine Stunde —, daß Du mit anderen Mädels schön tust und für die, die ein festes Recht auf Dich hat, kein Wort und keinen Blick findest — außer im Dunkeln, wo Euch keiner sieht! Laß mich's nicht noch einmal erleben — wie heute vormittag —, daß Elisabeth sich die Augen ausweint um Deine Nichtswürdigkeit. Kümmere Dich heute — ich rate Dir gut — nur um sie und um keine sonst. Geh' so mit ihr um vor allen Menschen, daß jeder sieht, sie ist Deine verlobte Braut. Es könnte Dich sonst gereuen — schon morgen!"

„Hoho! . . . Laß Dir das nicht gefallen! . . . Hau' ihm eins auf sein freches Maul! . . . Schmeißt ihn raus, den Kerll" scholl es, da Gottfried nun schwieg, wieder im wilden und wirren Durcheinander aus dem Knäul bunter Gestalten.

Fritz war blaß geworden und einen Schritt zurückgewichen. Dabei fraß trotz aller bleichen Angst vor Gottfrieds rächenden Fäusten die Scham an ihm, daß er von seinen Kumpanen, bei denen er den Ruf eines dreimal gehängten Schwerenöters genoß, nun auf einmal als der Blamierte dastehen sollte.

„Meinst Du, ich laß mir von Dir kommandieren, was ich zu tun und zu lassen habe?" stieß er nach kurzem Zaudern hervor und fuchtelte mit der Hand, die noch immer die braune Maskengarderobenpelzmütze mit dem roten Kalpak und dem weißen Haarschweif hielt, in der Luft herum. „Hol's der Deibell! Wenn ich mein Verhältnis zu Deiner Schwester nach Möglichkeit vor den Leuten geheimgehalten habe —

Du wirst wohl am besten wissen, warum und wieso! Du weißt doch auch, daß mau 'nem Jagdhund, der seinen langen, lustigen Schwanz los werden soll, das Ding mit einemale und nicht in lauter einzelnen Enden abhaut. Weg wollt' ich erst von hier — dann von Berlin aus oder, wohin sonst ich gehe, dem Mäd'el mein Wort einlösen, nicht erst lange als Dein Schwager hier zum Skandal vor der Welt 'rumlaufen. Aber nun, wo Du darauf ausgehst, mich zu zwingen, als wenn ich nicht mehr mein eigener Herr wäre . . . hol's der Deibel . . ., da . . . husten werd' ich Dir was und Deine Schwester . . ."

Doeh er kam nicht zu Ende; denn hart und schwer fiel Gottfrieds Faust in sein vor wütender Erregung ganz rotleckiges Gesicht; und hätte ihn nicht die eine der „Weißen-Roß"-Töchter mit hilfsbereiten Armen aufgefangen, so wäre er von dem wuchtigen Schlage zu Boden geworfen worden.

Ein wilder Tumult brach los. Während sich aus des taumelnden Leutnants Nase ein Blutstrom auf den glücklicherweise roten Husarenattila ergoß, schrien dreißig Mäuler Rache und Vergeltung; und auf den Hilferuf der zweiten Tochter kam auch der Roßwirt selber in seinen Lederpantoffeln herbeigewatschelt und keifte durch die Türseite — auf den Gefechtsplatz selbst traute er sich nicht — etwas von „Hausfriedensbruch" und „Lokal verlassen". Als sich aber einige der bunt kostümierten Arme nach Gottfried ausstreckten, riß dieser von einem Haken an der Wand den ersten besten Kürassiersäbel und ließ ihn mit schwirrendem Klang aus der Scheide fliegen.

„Hunde, verfluchte! Komm' mir keiner zu nahe, wenn ich ihm nicht den Schädel einschlagen soll!" Seine hellen Augen flammten, und den blanken Stahl schwang er um sich, daß es nur so sauste und sang.

Da ließen sie ihm als Feiglinge, die sie im Rausche waren, den Rückzug durch den Saal und die Schankstube frei; und vor der Außentüre des Gasthauses warf er den Vorderen, die ihm nur deswe-

gen auf fünf Schritte nahekamen, weil sie von den sich sicher Fühlenden geschoben wurden, den Säbel zwischen die Füße.

* * *

Trotz dieses bedrohlichen Vorspieles verlief der Aufmarsch der friderizianischen Reiterkolonne, wie überhaupt der ganze Festzug, streng nach dem Programm. Ja, Fritz Reinhardts gerötete und geschwollene Nase paßte ganz vortrefflich zu der kecken Uniform mit dem bunten Leopardenfell und der weißen Zopfperücke unter der verwegenen, phantastischen Kopfbedeckung; einige Zuschauer, die sich in den Porträts ihrer vaterländischen Helden gut auskannten, meinten, daß des Leutnants Gesicht in dieser Verfassung lebhaft an das kartoffelnasige Antlitz des Generals Ziethen erinnerte, und da es doch galt, einen Zug aus des alten Haudegens Regiment den Rodenauern vorzuführen, schlossen sie auf wohlüberlegte Aufmachung durch Schminke oder sonstige Schauspielmittel. Ja, einige Enthusiasten schwenkten sogar ihre Hüte und riefen: „Hoeh Ziethen aus dem Busch!"

Bei dem feierlichen Akt auf dem Platz vor der „Krone", um den nicht nur die ortsansässigen Vereine, sondern auch die aus den Nachbardörfern herbeigezogenen mit ihren unterschiedlichen Gesichtern und ihren bunten Fahnen und Bannern ein malerisches Spalier bildeten, kam es dagegen zu einigen Enttäuschungen.

Fräulein Elena Friese, die das Sopransolo der Festhymne bei den Proben nach dem einstimmigen Urteil des gesamten Vereines stets „ganz großartig" gesungen hatte, schnappte unter dem Einfluß der ihre zarten Nerven stark beeinflussenden Volksmassen einigemal bedenklich über, und der Regierungspräsident, der im allerhöchsten Auftrage sein Erscheinen „in sichere Aussicht" gestellt, ließ sich im letzten Augenblick „krankheitshalber" durch den Landrat vertreten, wodurch sowohl Erna Plathes Prolog als auch ihres Vaters Begrüßungsansprache erheblichen Schaden litten. Der Landrat, ein baumlanger Graf, dessen krausem schwarzen Haar und stark gebogener Nase man ansah, daß einer seiner Ahnen in unüberwindlicher Liebe zu einer reichen Jüdin entbrannt gewesen sein mußte, biß sich krampfhaft auf die vollen Lippen, während ihn der dicke Gemeindevorsteher, in seiner engen Feuerwehrhauptmannsuniform jämmerlich schwitzend, unter Mitwirkung des allzu laut soufflierenden zweiten Lehrers mit ziemlich ungereimten Sätzen augenrollend anschrte. Als der Kelch aber glücklich vorgegangen war, drückte er „dem trefflichen Redner" doch herzhaft die Hand, sprach erst noch mit abgezogenem Zylinder einige Worte, die in ein Hoeh auf den „allergnädigsten Landesherrn" ausklangen, und übergab dann den von dem Gemeindevorsteher heiß ersehnten und auch wirklich mitgebrachten Orden dem — Amtsvorsteher Friese, den der völlig zusammenknickende Plathe deshalb von Stund' an für einen ganz gemeinen Intriganten hielt und mit dem heiligen Eidschwur ewiger Feindschaft bedachte.

(Fortsetzung folgt.)

Humoristisches.

Ein Berliner Junge. Herr: „Pfui, Junge, wer wird sich die Nase mit der Hand putzen!" — Schusterjunge: „Na, soll ick se mir vielleicht mit'm Beene putzen?"

Stoßseufzer. Frau (einen Brief ihres Gatten lesend): „Da schickt mir mein Mann tausend Küsse. Hier vergehen Monate, ohne daß ich einen bekomme!"